

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Böse Zungen.

Novelle von A. Titus.

Die Geschichte, die wir erzählen wollen, ist eine sehr einfache, und deshalb erzählen wir sie, denn gerade ihre Einfachheit wird die Bürgerschaft für ihre Wahrheit sein.

Wer könnte ermessen, wieviel Unheil böse Zungen schon angerichtet haben! Die Weltgeschichte ist voll von ihren infernalischen Wirkungen. Und doch kennt sie nur die bösen Zungen in großen Zügen, im glänzenden Palast und in der wildbewegten Masse. Welche Verheerungen die bösen Zungen aber in der bescheidenen Hütte, im trauten Schoß der Familie anrichten, kommt nie ans Tageslicht. Es ist vielleicht gut, daß man von dieser Riesensumme von Unglück nie erfährt.

Daß die bösen Zungen so mächtig sind, liegt weniger in der Stärke der üblen Nachrede, als in der Schwäche der Menschen überhaupt. Nicht jede Menschenbrust ist geschützt durch den goldenen Harnisch, den sich der Dichter anlegte mit den Worten:

„Wenn dich die Lasterzunge sticht,
So laß es dir zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.“

und von dem die Pfeile der hämischen Verleumdung auf den Schützen zurückprallen.

Der brave Doktor der Philosophie, Ambrosius Gerlach, hatte in seiner Harmlosigkeit niemals gedacht, daß er in eine Lage kommen könne, wo er dieses goldenen Harnisches bedürftig sei. War doch sein Leben still und friedlich dahingeflossen gleich einem leise murmelnden Wiesenbächlein, dem niemand gram sein kann, weil es niemand etwas zu Leide tut. In der kleinen norddeutschen Seestadt, wo seine Eltern gewohnt, hatte er das Gymnasium besucht; dann hatte er die Universität Göttingen bezogen und war nach beendeten Studien wieder nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Der Doktor Ambrosius, wie ihn seine Freunde traulich nannten, mochte jetzt etwa siebenunddreißig Jahre alt sein. Er war Junggeselle, durch sein Vermögen gänzlich unabhängig und hätte vielleicht gar keine üble Erbscheinung abgegeben, wenn er nicht jene professorenhafte Selbstvernachlässigung an sich gehabt hätte, die man so häufig bei Gelehrten findet. Mit den Frauen ging es ihm wie jenem

Professor, der im alten Rom und Athen jede Straße kannte, aber in seiner Vaterstadt sich regelmäßig verirrt. Doktor Ambrosius bewunderte die Reize Ariadnes, der schönen Helena, der medicischen Venus, aber seine schönen Zeitgenossinnen von Fleisch und Bein schien er gar nicht zu sehen. Er würde auch schwerlich wie Dr. Faust seine Seele dem Teufel verschrieben haben, um sich mittels des Zauberbuches „Höllenzwang“ die schöne Helena herbeizuschaffen. Er kannte nur die schöne künstlerische Form; vom „ewig Weiblichen“ schien er nichts zu wissen. Er schrieb dicke Bücher, die man in der kleinen Stadt, wo er wohnte, gar nichts las. Man wußte nur, daß er „ein schwer gelehrter Mann“ war.

Punkt neun Uhr Abends erschien er in dem Bierlokal, das er sich zum Stammsitz erwählt hatte. „Es schlug ihn herein,“ wie seine Bekannten sagten. War sein Platz von Fremden besetzt, so kehrte er wieder um und ging ärgerlich nach Hause. Im anderen Falle trank er bis elf Uhr zwei Glas Bier, aber keinen Tropfen weniger oder mehr. Schlag elf Uhr verschwand er. Das alles geschah mit der Pünktlichkeit einer Uhr. Sonst bekam man ihn selten, höchstens auf einsamen Spaziergängen, zu Gesicht.

„Aber auch aus entvölkter Höhe kam der zündende Donner schlagen“ — und so geschah das Unerhörte, daß Doktor Ambrosius eines Abends am Stammtische fehlte, ohne daß ein sichtbarer Grund vorlag!

Der Physikus schüttelte den Kopf, der Apotheker zuckte die Achseln und der Bürgermeister nahm bedächtig eine Priese.

Das alles half aber nichts, denn Doktor Ambrosius kam auch am folgenden Tage nicht und am dritten erst recht nicht. Er fehlte schon über vierzehn Tage und man hatte ihn fast vergessen — da eines Abends traten die Mitglieder der von Doktor Ambrosius so schmählich verlassenen kleinen Tafelrunde mit Zeichen hoher sittlicher Entrüstung und in außergewöhnlich würdevoller Haltung zu auffällig früher Stunde in die Bierstube.

„Unerhört!“ sagte der Bürgermeister im Vollgefühl seiner stadtväterlichen Autorität.

„Das wird einen Skandal geben,“ setzte händereibend der Apotheker hinzu, der als Liebhaber von Skandalen bekannt war.

„Ich hätte ihm mehr Standesbewußtsein zugetraut,“ grollte der Physikus.

„Das kommt von der verdammten Philosophie,“ sagte der Bürgermeister. „Gottlob, daß ich mich davon fern gehalten habe! Aber wenn man zu viel studirt, bleibt's hier nicht richtig.“ Und dabei deutete er auf sein stadtväterliches Haupt, dessen innere Kämlichkeiten für philosophische Ideen allerdings nicht sehr wohllich eingerichtet schienen.

Und nun brach das Schwazen hin und her los, und an dem Stammtisch summt es, wie in einem Bienenschwarm. Was da gesprochen wurde, war nicht sehr geistreich und wir wollen es auch nicht weiter erwähnen. Man kann es sich aber leicht denken, welcher Art die Unterhaltung war, denn das Intelligenzblatt des Städtleins, das gegen Abend erscheint, hatte eine Anzeige enthalten, in welcher der vom Stammtisch verschwundene Doktor Ambrosius Gerlach anzeigte, daß er sich mit — seinem Dienstmädchen verlobt habe.

Die Entrüstung am Stammtisch ging so weit, daß man den Doktor Ambrosius für einen „elenden Dackmäuser“ erklärte. Hatte er doch nicht einmal die Genehmigung des Stammtisches vor seiner Verlobung eingeholt. Und — man bedenke — sämtliche Mitglieder der Tafelrunde hatten heiratsfähige Töchter auf Lager.

Wie aber war der hochsteif erscheinende Doktor der Philosophie zu seinem Entschlusse gekommen, der den guten Stammtischphilistern so viel Aufregung bereitete!

Es war etwa sehr Wochen vor dem in der städtischen Geschichte historisch gewordenen Abend, an dem Doktor Ambrosius nicht mehr am Stammtisch erschien. Er saß in seiner Studirstube bei geschlossenen Läden und bei der Lampe, obgleich draußen hell und sonniger Tag war. Solch ein tüchtiger Gelehrter muß nun einmal in der Lampenatmosphäre sein, wenn er etwas Rechtes ergründen soll. Wie sollte auch ein guter Gedanke kommen im hellen Sonnenschein?

Doktor Ambrosius sah und hörte also nichts von dem Walten und Wesen des Lenzes da draußen. Die Lampe war seine Sonne, der Staubgeruch alter Bücher und Pergamente ersetzte ihm den Blumenduft und die griechischen Lettern tanzten lustig vor seinen Augen wie die bunten Schmetterlinge und Käfer in dem schönen Garten, auf den seine Fenster gingen und den er nie zu bemerken schien, obgleich er, da seine Zimmer zur ebenen Erde lagen, nur einen Schritt hätte zu tun brauchen, um mitten in Blütenduft und Lenzeshauch zu wandeln.

Der Herr Doktor war gerade mit einer tiefgehenden Untersuchung beschäftigt im alten Homer; er war dem starken Achilles ernstlich böse, daß er um eines schöngeflochten Mädchens willen den Krieg gegen die mauerungürtete Stadt Troja vernachlässigte und konnte nicht begreifen, wie ein Mann von diesem sonderbaren Gefühl, der Liebe zum Weibe, so gänzlich in Beschlag genommen werden könne.

Das sollte ihm nun klar gemacht werden, denn gerade während des tiefsten Brütens wurde er unerwartet aufgeschreckt, der Laden des einen Fensters, das auf die Straße ging, fuhr krachend auf, von kräftiger Hand erfaßt, und sofort schossen tausend neckische und vorwitzige Sonnenstrahlen durch die Fensterscheiben. Sie stürzten sich auf die vermoderten Bücher und auf den vermodernden Mann im vermoderten Schlafrock und schreckten ihn auf. Zugleich aber wirbelten millionen und abermillionen Sonnenstäubchen durch das Gemach, der geisterhafte Schimmer der Lampe verblich vor dem hellen Sonnenschein und das ganze Gemach sah ungefähr so aus, wie jene alte Kammer in Dornröschens Schloß, in welcher die Alte mit der gefährlichen Spindel hauste.

Und Dornröschen war auch schon da. Denn als der Herr Doktor seine von der plötzlichen Helle geblendeten Augen zu recht gerieben, die Brille gerade geschoben und mit wehenden Schlafrockschößen an das Fenster segelnd dasselbe weit aufgerissen hatte, um dem Störenfried, der seine bestäubte Herrlichkeit angestarrt, eine derbe Lektion zu erteilen — da prallte er betroffen zurück und hielt sich die Hand über die vom plötzlich einfallenden Sonnenlichte noch immer verstärkten Augen.

War es die schöngeflochte Bräuterei, die den starken Achilles mit ihrem Liebreiz besiegt oder war es das goldgelockte und blauäugige Dornröschen, was da vor seinem Fenster stand? Sollte er sie griechisch oder altdeutsch oder mittelhochdeutsch anreden?

Kein Wunder, daß ihm die Scheltworte auf der Zunge erstarben. Denn der Störenfried war eine höchst liebreizende Erscheinung in Gestalt eines schmucken Dienstmädchens, einer hübschen „Kölsch“, wie man sie in den großen und kleinen Seestädten des Nordens so häufig sieht. Ein rundes Gesichtchen mit regelmäßigen Zügen, rosigem Wangen, kleinem Mund, blauen Augen und weichem blonden Haar, das zum Teil verdeckt wurde durch jene weiße Krause, die auf dem Scheitel ruht und die man als „Mütze“ bezeichnet. Ein helles Kattunkleid umschloß die schlankte Gestalt und ließ die schneeweißen Strümpfe, der Toilettenstolz der Dienstmädchen jener Gegenden sehen; die zierlichen Füße steckten in niedrigen Schuhen. Die rosigten Arme zeigten sich ganz frei und die im Verhältnis zu dem Ganzen etwas stark entwickelten und gebräunten Hände bewiesen, daß die Schöne bei aller Hausarbeit tüchtig zuzugreifen gewohnt war.

So stand sie da, vom Sonnenlicht wie von einem goldenen Schleier umspinnen. Doktor Ambrosius starrte sie noch immer an und vor dieser Erscheinung begannen die liebreizendsten Göttinnen Griechenlands wie im Morgenmehl sich aufzulösen.

Andererseits war der hübsche Störenfried nicht wenig betroffen über die Folgen seiner Tat, als die sonderbare Erscheinung ans Fenster fuhr. Aber das Mädchen faßte sich rasch und mit einem Anflug von schelmischem Lächeln sprach sie zu dem aufgeschreckten Höhlenbewohner:

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr Doktor, ich bin erst heute hier in Dienst getreten und wußte nicht, daß ich Sie stören würde!“

„Hm!“ meinte Doktor Ambrosius, seinen Blick so fest auf die blauen Augensterne richtend, daß sie die Wimpern über dieselben senkte und ein leichtes Erröten über die weißen Schläfe huschte.

„Ich dachte nur,“ fuhr sie, ohne aufzublicken, fort, „daß es gut wäre, wenn ich ein wenig von der schönen Frühlingsluft in Ihre Zimmer einließe.“

„Hm!“

Wieder begegneten sich ihre Blicke; diesmal aber sah der Doktor zu Boden. „Darf ich künftig die Zimmer etwas lüften?“ frug sie wieder lächelnd.

„Hm! Meinnetwegen!“

„Das ist hübsch!“ sagte sie fröhlich und huschte nach einem leichten Knix über den Kiesweg des Gartens in das Haus hinein. Doktor Ambrosius aber sah der schlanken Gestalt mit großen Augen nach und blieb noch lange sinnend am Fenster stehen. Heute wurde der Laden nicht wieder geschlossen und auch die Studien im Homer wurden nicht fortgesetzt. Der gute Doktor fand plötzlich, daß seine Lampe einen höchst unerträglichen und ungesunden Geruch verbreite. Er löschte sie hastig aus. Und es geschah noch etwa Unerhörtes; Doktor Ambrosius ging zu nicht geringem Erstaunen seiner Wirtskente im Garten spazieren.

Ob er hoffte, mit der rosigten Küchenfee nochmals zusammenzutreffen? Vielleicht. Allein die Sonne geht nur einmal an einem Tage auf und die Schöne erschien nicht wieder.

Als sie indessen am anderen Morgen das Frühstück brachte, fand sie den Gelehrten schon auf und auch das Fenster war wieder geöffnet, so daß die würzige Morgenluft aus dem Garten hereinströmen konnte. Der Herr Doktor erwiderte ihren guten Morgen und sah ihr gespannt zu, wie sie den Kaffee niedersezte, allein er sagte weiter nichts!

Es verfloß Tag für Tag und zuweilen traf sie beim Vorübergehen im Garten den Doktor am Fenster stehend, in dessen Gewohnheiten sie die heilsame Reform bewirkt hatte, daß er nunmehr beim hellen Sonnenlichte arbeitete und nicht mehr dem Tage den Lampenschein vorzog. Aber der Doktor arbeitete auch nicht gerade viel mehr, denn das muntere Gepflauder des

jungen Mädchens schien ihn weit mehr anzuziehen, als der breite und patetische Redestrom des alten Homer. Mit der Zeit erfuhr er denn auch, daß sie Meta heiße und die Tochter eines Arbeiters sei, der eine große Familie habe. Deshalb habe sie bald nach ihrer Konfirmation in einen Dienst treten müssen, um den Eltern die Sorge für ihren Unterhalt abzunehmen. Diesen Dienst habe sie nun gewechselt, indem sie bei seinen — des Doktors — Wirtsleuten eingetreten sei.

Der Herr Doktor schien sich für die Einzelheiten des Lebenslaufs des etwa neunzehnjährigen Mädchens ganz besonders zu interessieren, was Meta nicht begreifen konnte. Auch ging in dem Aeußeren des sonst so vertrockneten und verstaubten Gelehrten eine ganz merkwürdige Veränderung vor sich. Er fing an, einen modernen Menschen anzuziehen, kleidete sich mit mehr Geschmack und Eleganz als früher und begann in seinem ganzen Aeußeren eine früher an ihm nicht gekannte Frische zu zeigen. Nur seine Vorkargheit vermochte er noch nicht zu überwinden.

Die hübsche Meta sah diese Veränderung wohl, aber sie war zu bescheiden, um sich selbst für die Ursache derselben zu halten. Wie sollte, dachte sie bei sich, ein solcher Herr um eines armen Dienstmädchens willen so viele Umstände machen? Weiter wagte das gute Kind auch gar nicht zu denken, was ganz natürlich war, da sie keine Märchen von verzauberten Prinzessinnen gelesen und auch an Romanen ihre Phantasie nicht übermäßig entzündet hatte. Das hinderte sie aber nicht im Mindesten daran, den Doktor für einen ganz liebenswürdigen und begehrenswerten Mann anzusehen und imstillen diejenige zu beneiden, die einst die Seinige werden könnte. Diese anfängliche Verehrung verwandelte sich mit der Zeit in eine stille Neigung, welcher Ausdruck zu geben das bescheidene und sittsame Mädchen sich wohl hütete.

So lebten sie einige Wochen nebeneinander her, ohne sich einander zu nähern. Ihre beiderseitigen Blicke sprachen zwar eine sehr beredte Sprache, allein keines von beiden wagte einen entscheidenden Schritt zu tun; Meta natürlich dachte gar nicht daran. Doktor Ambrosius avancierte nicht minder schüchtern; er erröte wie ein Backfisch, wenn Meta sich plötzlich umfah und an seinen leuchtenden Blicken bemerkte, daß sie bewundernd auf ihr geruht hatten.

Allmählich aber wagte es der schüchterne Seladon doch, seine Laufgräben vor den Wällen der reizenden Festung aufzuwerfen. Sowie Meta im Gespräch einen Wunsch äußerte, ward er erfüllt. Heute wünschte sie sich in harmlosem Gespräch einen Sonnenschirm, morgen ein Kleid, dann ein Buch, dann Blumen — und sie erhielt diese Gegenstände regelmäßig nach Verlauf einiger Tage aus der nächsten großen Stadt durch die Post zugeschickt. Das arme Kind war anfangs ganz bestürzt. Sie ahnte wohl, woher die Geschenke kamen, allein sie wagte weder sich zu bedanken, noch hielt sie es für schädlich, weiter einen Wunsch zu äußern, und hütete sich in Zukunft sorgfältig davor.

So führten auch die Laufgräben vorläufig nicht zu einem wesentlichen Fortschritt in der Belagerung, und man beschränkte sich immer noch auf Blicke, die in aller Stummheit sehr beredt waren, auf heimliche Seufzer, schlaflose Nächte und unruhige Träume. Da kam die große Helferin, die unbarmherzige Not, die auch unsern hölzernen, vergebens schmachtenden Doktor endlich die notwendige Energie einspökte.

Eines Morgens brachte Meta dem Doktor das Frühstück. Er saß schon an seinem Tisch und schrieb. Er sah sie an. Sie blieb stehen und sah ihn gleichfalls an, schlug aber sofort die Augen nieder.

„Herr Doktor,“ sagte sie leise, „ich muß Ihnen etwas sagen.“

„Um! Was denn?“ Seine Stimme klang gütig, aber erregt.

„Ich verlasse morgen den Dienst hier,“ sagte Meta, ohne aufzublicken.

Die Wirkung dieser Worte war eine mächtige.

Doktor Ambrosius erblaßte. Er sprang auf, und mit einer Lebendigkeit und mit einem Ton, wie sie nie an ihm wahr- genommen, rief er:

„Sie wollen wirklich fort?“

„Ich muß,“ sagte sie leise, den Blick zu ihm aufschlagend und rasch wieder senkend.

„Meta!“ sagte er mit vibrierender Stimme und sah dicht vor sie hin. Sie sah auf, ihre Blicke tauchten tief und innig ineinander, ein kurzes Schwanken und sie lag in seinen Armen. Die Lippen fanden sich in frischer Blut, nachdem sich die Herzen schon längst gefunden. —

Es war der bescheidenen Meta nicht ganz leicht ums Herz, als Doktor Ambrosius Gerlach ihr den Antrag stellte, sie solle sein Weib werden. Aber sie hatte ja die feste Ueberzeugung, daß der Doktor sie lieb habe und so gab sie denn ihr Ja mit glückstrahlendem Antlitz.

Einmal im Zuge, handelte der sonst so schwerfällige Gelehrte mit Entschlossenheit. Schon am andern Abend erschien er mit Meta bei deren Eltern und bat um ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung. Die einfachen Leute waren sichtlich erstaunt und durchaus nicht frei von Mißtrauen. Der Vater Metas erklärte mit ganz unverhohlenem Stolz, daß er zwar ein einfacher Arbeiter sei, daß aber der Herr Doktor denn doch erst beweisen müsse, ob er es mit seiner Tochter aufrichtig meine, denn es sei besser für sie, sich mit ihrer Hände Arbeit durchzubringen, als sich in zweifelhafte Verhältnisse einzulassen. Doktor Ambrosius fuhr erregt auf, allein Metas Vater entgegnete kühl, er werde seine Einwilligung zu der Verlobung dann geben, wenn die Verlobung sofort öffentlich angezeigt werde. Doktor Ambrosius sagte dies ohne Bögen zu und am nächsten Tage erschien die Anzeige im Intelligenzblatt, deren großartige Wirkung wir schon am Stammtisch beobachtet haben. Meta, die sonst niemand kannte, war mit einemmale eine der besprochensten Persönlichkeiten der ganzen Stadt geworden, was ihr Vater garnicht gut aufnahm, ohne daß der schlichte Mann vielleicht jemals jenen geistreichen Schriftsteller kennen gelernt hatte, welcher sagte, die beste Frau sei diejenige, von welcher am wenigsten gesprochen werde. Die bösen Zungen wurden sofort bemerkbar; es gab eine Menge Menschen, die sich vorher weder um den Doktor noch um Meta jemals das geringste bekümmert hatten, die nunmehr aber plötzlich sich geberdeten, als ob diese bevorstehende „Mißheirat“ ihre ureigenste Privatangelegenheit wäre. Meta erschrak ob dieser Menge von Haß und Mißgunst, da sie sich doch bewußt war, keinem Menschen etwas zu Leide getan zu haben; ihre Eltern waren ärgerlich darüber; Doktor Ambrosius aber ertrug diese Dinge mit einem Gleichmut, wie er in einer ersten und feurigen Liebe begründet ist. Während er die Vorbereitungen zu seiner Verheiratung betrieb, machten bössartige Menschen eine Menge von Versuchen, ihn von seinem Plan abzubringen. Es regnete anonyme Briefe, die allerlei Klatsch enthielten, und von denen einige mit den größten und ehrenrührigsten Beschuldigungen gegen Meta gespickt waren.

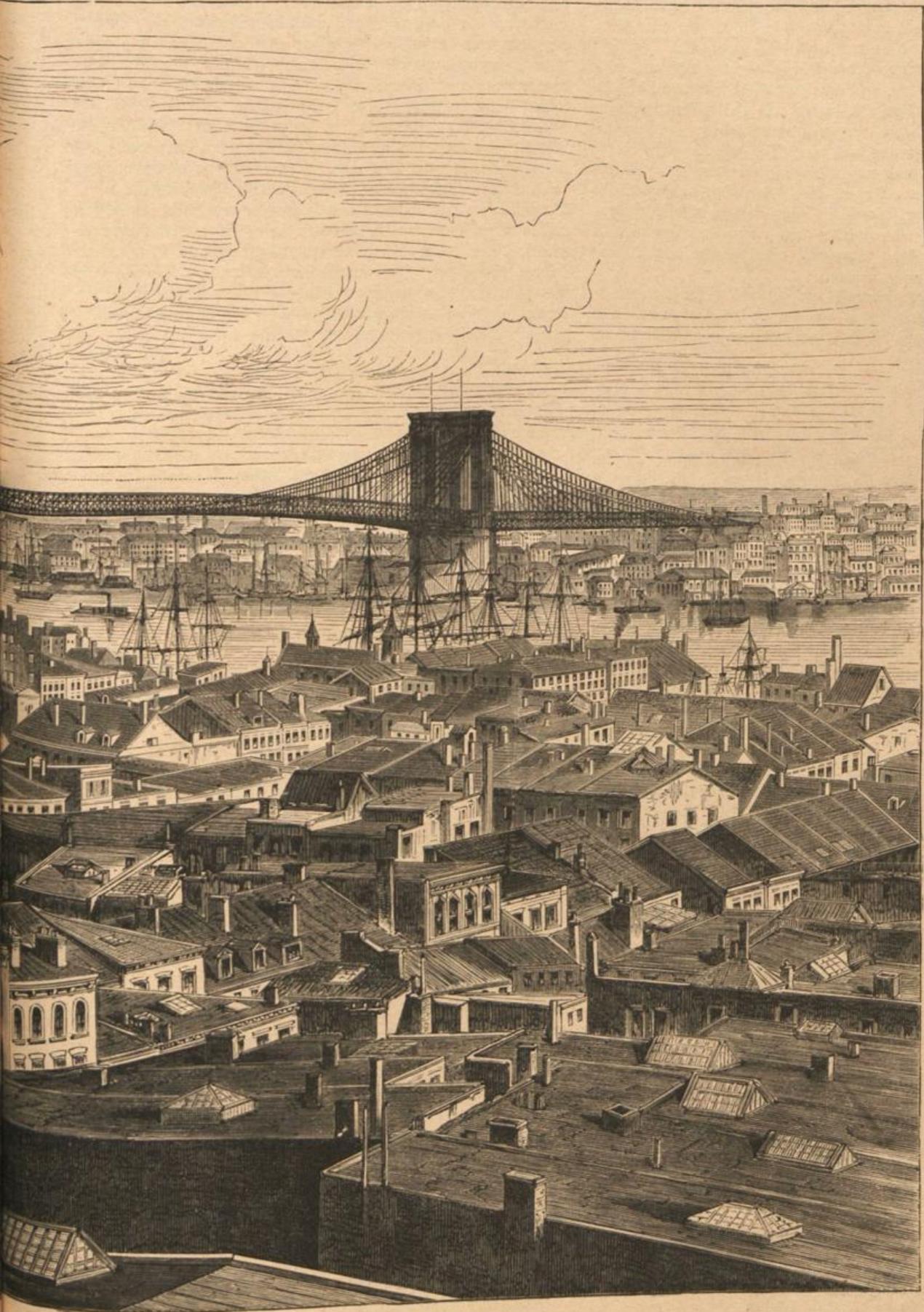
Meta arbeitete still und emsig bei ihren Eltern an ihrer künftigen Einrichtung; sie richtete das notwendige Innenzeug her und sorgte für alle jene kleinen Bedürfnisse einer Haushaltung, die nur der weibliche Ordnungssinn zu erkennen vermag. Sie gönnte sich wenig freie Zeit und ihre einzige Erholung waren die täglichen Besuche ihres Bräutigams, den sie immer lieber gewann und mit dem sie jene glücklichen Stunden der Liebestäubelei verbrachte, die den Liebenden als ein Paradiesfrühling, den nüchternen Menschen als Narretei erscheinen. Auch für Doktor Ambrosius bildeten diese Besuche Stunden seines höchsten Glücks.

Allein ein leiser Schatten schwebte doch über diesem Verhältnisse und trübte den Glanz des Liebesfrühlings.

Anfangs hatte der Doktor die anonymen Briefe verächtlich beiseite geworfen. Wenn diese heimtückischen Schurken, dachte er, die Wahrheit sagten, würden sie nicht anonym schreiben. Er glaubte diesen Briefen am besten entgegenzutreten, indem er sich mit Meta häufig öffentlich zeigte, und zwar an den belebtesten Plätzen der Stadt. Das Paar gewöhnte sich bald an die neugierigen und spöttischen Blicke, mit denen es betrachtet wurde. Es trozte dem Spießbürgertum, das mit Gewalt



Die East-Riber-Brücke



zwischen den Herzen zweier Liebenden eine Schranke der Konvention und des Klassenurtheils aufrichten wollte. Der Doktor verkehrte mit niemanden mehr; alle seine früheren freundschaftlichen Beziehungen hatte er abgebrochen. So wirkte diese Verbindung schon, bevor sie noch offiziell vollzogen war.

Die anonymen Briefe hörten trotz alledem nicht auf, und besonders waren es solche, in denen angebliche frühere Liebhaber Meta's sich mit ihrer Gunst brüsteten und mit niederträchtigem Wohlwollen den Bräutigam warnten oder bedauerten. Er widerstand tapfer allem Argwohn und ein Blick auf die reine Stirn Meta's, ihr kindliches und unschuldiges Geplauder, das fröhliche und harmlose Spiel ihrer Augen, ihre Sittsamkeit und natürliche Unbefangenheit, in der sie wie in einer rosigen Wolke einher-schwebte, bändigten immer wieder den lauernenden Argwohn in seiner Seele. Aber endlich wand sich die Schlange doch triumphierend an seinem Herzen empor.

Er hatte Meta noch niemals von diesen Briefen etwas mitgeteilt; endlich aber kam einer, der ihn in das Herz traf. Der anonyme Bösewicht warf die Bildungsfrage auf. Wie könne,

frag er, eine „Küchenfee“ die Hausehre eines Gelehrten von Ruf repräsentiren! Wie würde sie sich mit ihren groben Händen beim ästhetischen Tee ausnehmen! Und welche Unterhaltung würde er, der gelehrte Mann, mit dieser Person pflegen können, die zwar eine leidlich hübsche Figur und Larve habe, im übrigen aber schwerlich von etwas anderem als von ihrem Küchendepartement, vom Scheuern und Fegen mit Verständnis sprechen könne! Der niederträchtige Brieffschreiber hatte zugleich eine Journalnummer mitgeschickt, in dessen Feuilleton jene bekannte Novelle von der Lady und ihrem Reitknecht enthalten war. Der Autor dieser Novelle läßt eine junge, vornehme englische Dame sich in ihren Reitknecht verlieben; sie will ihn heiraten. Keine Vorstellungen der tiefbetrübteten Eltern vermag das hartnäckige Mädchen zu rühren. Da verfallen sie endlich auf ein Rettungsmittel. Sie laden den geliebten Reitknecht zur Tafel, und seine „plebejischen“ Manieren, die hier recht auffallen, seine Art zu essen, seine unfeinen Hände befehlen die junge Aristokratrin sofort und töten ihre Leidenschaft, so daß sie sich wundert, wie sie „solch gemeinen Menschen“ habe lieben können.

(Fortf. folgt.)

Die Rose.

Von Dr. W. Leuchf.

Im Frühling legt die Natur ihr reizendes Negligé an, im Sommer aber macht sie volle Toilette. Was sie an Pretiosen besitzt, wird nach und nach aus ihrem Schmuckkästchen hervorgeholt; doch erst wenn das prächtigste Schmuckstück ihr am Busen und in den Haaren prangt, lächelt sie zufrieden und freut sich ihrer bezaubernden Schönheit. Am stacheligen Strauch schwillt die kleine Knospe, schwillt und schwillt, bis die grüne Hülle springt und Keize edlen Purpurs sich zeigen. Und eines Morgens ist das zarte, duftige Wundergebilde hervorgequollen aus dem grünen Kelch, die entzückte Aurora benezt sie mit ihrem Tau, ihre Schwestern aber, die Blumen alle, neigen ihre niedlichen Köpfe und huldigen ihrer Königin, der Rose.

Wer hat der Rose zuerst diesen Titel gegeben, wer sie zuerst auf den Thron erhoben? Es soll eine Frau gewesen sein, eine von Schönheit des Körpers wie des Geistes strahlende Menschenrose, die griechische Dichterin Sappho (ca. 600 v. Chr.), die im Altertum so hoch gefeiert ward, daß man sie die zehnte Muse nannte. Denn Gedankenreichtum und Innigkeit der Empfindung, Feuer, Schönheit und Wohlklang der Sprache zeichneten ihre Dichtungen aus und so sehr war sie Meisterin auf der poetischen Lyra, daß sie eine noch jetzt nach ihrem Namen benannte Strophe erfand, welche so melodisch fließt, daß alte und neuere Dichter sich derselben mit Vorliebe bedienen.

Den ältesten Hymnus aber auf die Rose besitzen wir von dem Griechen Anakreon (559—474), dem dithyrambischen Sänger der Schönheit, des Weins und der Liebe, dessen Grazie kaum je wieder erreicht worden ist, so viele Nachahmer er auch gefunden. Sein Lied auf die Rose lautet:

Säng' ich wohl den schön bekränzten
Lenz, und dich nicht, holde Rose?
Mädchen, auf! ein Wechselliedchen.
Wohlgeruch haucht sie den Göttern;
Sie, der Erdgebornen Sonne,
Ist der Chariten erwählter
Schmuck, zur Zeit, wo in der Blüten
Hülle die Eroten schwärmen.
Aphroditens Spielzeug ist sie,
Jedes Dichters Lustgebante,
Ja der Mufen Lieblingsblume.
Lieblich duftet sie vom Strauche
Dir am dornbewachsenen Pfade;
Lieblich haucht Eros' Blume,
Wenn du sie in zarten Händen
Wärmend ihren Atem saugst.
Bei dem Schmaus, beim Trintgelage,
Bei Nyäos' frohen Festen,
Sagt, was möchte wohl den Sänger
Freuen, wenn die Rose fehlte?

Rosenfingerig ist Eos,
Rosenarmig sind die Nymphen,
Rosig Aphrodite selber,
Also lehren uns die Dichter.
Auch den Kranken heilt sie wieder,
Scheucht von Toten die Verwesung,
Ja sie trotz der Zeit des Weltens:
Reizend selber ist ihr Alter
Durch den Wohlgeruch der Jugend.
Aber nun: wie ward die Rose? —
Als dem Schaum des blauen Meeres
Die betauete Kithere,
Pontos' Tochter, einst entstieg,
Und die kriegerische Pallas,
Schredlich selber dem Olympos,
Auf Kronions Haupt sich zeigte,^{*)}
Damals ließ auch Mutter Erde
Sie, die vielgepries'ne Rose,
Dieses holden Wunderwerkes
Ersten jungen Strauch entsprießen.
Und die Schaar der seligen Götter
Kam, mit Nektar sie zu nezen.
Als bald blühend, purpurglänzend,
Stieg sie aus dem Dorngestrauche,
Bachos' ewig junge Blume.

(Nach der Uebersetzung von Dagen.)

Nach einer andern Sage ließ Aphrodite die Rose aus dem Blute ihres von einem Eber zerrissenen Lieblings, des schönen Jünglings Adonis, entstehen.

Wie das vorstehende Gedicht andeutet, haben schon frühere Dichter für gewisse weibliche Reize kein besseres epitheton ornans (schmückendes Beiwort) gewußt, als das schöne Wort: rosig; an ihrer Spitze Homer, bei dem sich so häufig der Vers findet:

Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg.

Rosenfingerig nennt Homer die Morgenröte, weil sich im Orient öfters vor Sonnenaufgang und ebenso nach Sonnenuntergang fünf längliche vom Horizont aufsteigende Streifen zeigen.

Die Hautfarbe der Kaukasier ist ein Gemisch von Rot, Blau, Gelb und andern Farben, die innig „verköcht“ mit einander sind, wie Goethe es nennt. Je nachdem das Rot mehr oder weniger vorherrscht, ergibt sich entweder der zarte rötliche oder der schimmernd weiße Teint. Darum sprechen die alten Dichter bald von rosigen Armen, bald von Lilienarmen.

Von den Griechen, dem Volk, in welchem die Kultur der Schönheit wie sonst nirgendwo blühte, wurde die Rose ganz besonders geschätzt. Bei ihren Festlichkeiten und öffentlichen

^{*)} Der Mythos läßt Aphrodite (Venus), aus dem Schaume des Meeres, Pallas (Minerva) aus Jupiters Haupt geboren werden.

Spiele, bei ihren Opfern und andern religiösen Bräuchen fehlte sie nie, Jünglinge wie Jungfrauen bekränzten und schmückten sich damit. Der Aphrodite war sie geweiht, als Sinnbild der Schönheit, dem Amor als Symbol der Liebe, dem Bacchus als Zeichen der Fröhlichkeit, der Aurora als Ausdruck der Jugend, dem Harpokrates als Bild der Verschwiegenheit. In letzterer Eigenschaft diente sie lange der schönen, auch im nördlichen Europa verbreiteten Sitte, bei gesellschaftlichen und andern Versammlungen eine weiße Rose an die Decke zu hängen, zum Zeichen, daß das, was hier im Vertrauen gesprochen und gehandelt wurde, als Geheimnis zu betrachten sei. Jetzt ist dieser Brauch verschwunden und auf uns ist nur der Ausdruck gekommen: sub rosa, „unter der Rose,“ soviel als vertraulich. Doch ist schon oft ein sub rosa anvertrautes Geheimnis von Klatschrosen ausgeplaudert worden. Es soll sogar kein wirksameres Mittel geben, eine Nachricht unter die Leute zu bringen, als wenn man dieselbe durch seine Frau im Kaffeekränzchen sub rosa erzählen läßt. Probatum est!

Auch die römischen Dichter feierten die Rose in Wort und Lied, keiner derselben geht an ihr vorüber, ohne ihr seine Guldigung darzubringen. Der Naturgeschichtschreiber Plinius widmet der Rosenkultur in seiner Schrift über die Gärtnerei einen beträchtlichen Raum. Der Verkauf der Rosen, wie der Blumen überhaupt, geschah durch die schönsten Mädchen, und die Dichter haben die Namen mehrerer dieser reizenden Rosenmädchen in ihren Gesängen unsterblich gemacht. Seit der Regierung des Augustus kam die Sitte auf, daß man bei Gastmählern Rosen spendete, sie in Weinschalen legte, auf die Tafeln stellte und sich damit schmückte, wie denn überhaupt die Blumenliebe ein schöner Zug der alten Römer war. Auf Rosenblättern ruhend nahm man die Mahlzeiten ein und streute dieselben auf die Lager und Fußböden der Gastzimmer. Von Kaiser Nero berichtet Sueton, er habe vier millionen Sesterzen (etwa 600 000 Mark) aufgewendet, um für ein einziges Fest die Rosen herbeizuschaffen. Bei öffentlichen Belustigungen wurden die Straßen mit Rosenblättern bestreut und die Bildsäulen der Götter waren mit Kränzen und Guirlanden von Rosen geziert. Mea rosa! Mein Kösschen! war ein römisches Schmeichelwort, und vivere in aeterna rosa (in ewigen Rosen leben) eine Redensart, welche soviel bedeutete wie unser: Auf Rosen gebettet sein.

Nicht minder geliebt wurde die Rose im Orient. Der Dichter des biblischen Hohenlieds, dieser glutvollen Liebesdichtung, singt: „Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Geliebte unter den Mädchen.“ Ihren Hauptkultus aber hatte sie in Persien, und die Liebe der Nachtigall (Bulbul) zur Rose ist ein in der persischen Poesie immer und immer wiederkehrender lieblicher Mythos, den Rosenzweig und Hartmann folgendermaßen erklären: „Das außerordentliche Verquügen, das die persische Nachtigall an dem Wohlgeruch der Rose zu finden scheint, deren Kelch sie in klagenden, wirbelnden Tönen unermüdetlich zu umflattern pflegt, gibt den orientalischen Dichtern, doch keinem mehr als dem Hafis, Veranlassung zu tausend schönen Allegorien. Man muß hierbei wissen, daß die klagende Stimme dieses lieblichen Vogels sich zuerst in der Jahreszeit vernehmen läßt, in der die Rose zu blühen beginnt. Durch eine sehr natürliche Verbindung der Vorstellungen werden daher beide als die beständigen und unzertrennlichen Gefährten des Frühlings angeführt. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß der Lieblingsaufenthalt der Nachtigall ein Rosengarten sei; gewiß ist, daß sie ihren Duft sehr liebt und sich dem schwelgerischen Genuße desselben zuweilen in solchem Uebermaß hingibt, daß sie ganz berauscht vom Aste zu Boden sinkt.“ Aehnlich Hammer: „Die Rose, die hundertblättrige, ist die Königin der Schönen; jener tausendstimmige Vogel der König im Sängerkhor. Wo Rosen erblühen, da tosen auch Nachtigallen, welche nie aufhören, der Rose ihre Liebe zu erklären, während diese, darüber unbekümmert, sich nur ihres Daseins freut und sich die melancholischen Klagen der Nachtigall wenig zu Herzen nimmt. Unablässig gibt diese ihre Leidenschaft zu erkennen und wiewohl nicht immer zufrieden mit der Gegenliebe ihres angebeteten Gegen-

standes, muntert sie doch als Muster treuer Liebe den Hörer zu gleicher Zärtlichkeit auf.“

In Frankreich, wo nicht weniger als neunzehn Rosenarten wildwachsen, unter denen besonders die französische Rose (Rosa gallica) hervorzuheben ist, da von ihr eine Menge herrlicher Varietäten stammen, war die Rose von je eine Lieblingsblume. Zahlreiche Dichter haben sie zum Gegenstand entzückender Lieder gemacht. Noch heute soll in dem Dorfe Salency die alte Volkssitte bestehen, daß alljährlich unter vielen Feierlichkeiten und Belustigungen demjenigen Mädchen, das sich durch Bescheidenheit und Tugend auszeichnet, ein Rosenkranz als Preis erteilt wird. Viele Rosenzüchter Frankreichs sind zur Berühmtheit gelangt. Die schönste Rosensammlung Frankreichs ist die des jardin de Luxembourg zu Paris, welche zur Rosenzeit einen prachtvollen Anblick gewährt.

In England, dem Lande mit den Prachtgärten und heimlichen Hausgärtchen, zählt die Rose schon seit alter Zeit zu den Lieblingsblumen. In der englischen Geschichte schon spielt die weiße und rote Rose eine Rolle, indem die blutigen, gräuervollen Kriege, welche die Häuser York und Lancaster aus rein dynastischem Interesse ungefähr ein Vierteljahrhundert lang miteinander geführt haben und die von Shakespeare so meisterhaft dramatisirt wurden, unter dem Namen: der Krieg der weißen und der roten Rose in den historischen Annalen verzeichnet sind, weil die Blume als Parteizeichen in den Standarten figurirte. — Von der britischen Insel stammt auch das anmutige Lied, das durch Flotows reizende Oper „Martha“, die Lieblingsoper des Volkes, in die weitesten Kreise gedrungen ist:

Letzte Rose, wie magst du so einsam hier blühen?
Deine freundlichen Schwestern sind längst schon dahin,
Keine Blüte haucht Balsam mit labendem Duft,
Kein Blättchen mehr flattert in stürmischer Luft.
Warum blühest du so traurig im Garten allein,
Sollst im Tod mit den Schwestern vereint sein;
Darum pflück' ich, o Rose, vom Stamme dich ab,
Sollst ruhn mir am Herzen und mit mir im Grab.

So großartige Sammlungen wie die vorgenannten Nachbarländer besitzt Deutschland nicht, doch fehlt es keineswegs an bedeutenden Anlagen, welche der Rosenkultur gewidmet sind. Die Sammlungen zu Kassel standen früher in bedeutendem Ruf und manche schöne Abart ist daraus hervorgegangen. Auf der Pfaueninsel bei Potsdam ist ein bedeutendes Rosarium angelegt. Der Park bei Koburg führt mit Recht den Namen Rosenau, wie denn überhaupt manche deutsche Ortschaften nach der Rose getauft sind, wie Rosenberg, deren es in Deutschland nicht weniger als vier gibt, Rosenthal, Rosenheim, Rosenfeld.

Treu gehegt und gepflegt wird der Rosenstock im Gärtchen der niederen Hütte und im vornehmen Park, vor dem einfachen Fenster des Dorf Mädchens und im feinen Salon der Modedame. Und es ist wahrhaft rührend, zu sehen, mit welcher Liebe die Bäuerin und die arme Tagelöhnerin ihr Topfröschen pflegt, oft das einzige, woran sich ihr Schönheitszinn erquicken kann.

Die Minnesänger schon preisen Rosen und Rosenzeit und übertragen das Bild derselben auf die Geliebte, und durch alle Jahrhunderte hindurch verherrlicht die unerhöpliche deutsche Poesie die Venus unter den Blumen. Sie ist die Angebetete der Kunstpoesie wie der Volksdichtung. Kann es eine schönere Allegorie geben als das Goethe'sche, von Reichardt und von Schubert in Musik gesetzte Volkslied: Heidenröslein.

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
s'Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Galt ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Zu dem schönsten, was auf die Rose gedichtet wurde, gehört die Rosa Siciliana von Fr. Rückert:

Die Nachtigall ruft mit Gefose: Rose!
Wo bist du, was dich meinem Gruß entziehst du?
Der Zephyr seufzend haucht im Moose: Rose!
Wo bist du, was vor meinem Kuß entfliehst du?
Der Quell aus Büschen sprudelt: Lofe Rose!
Wo bist du, was in fremde Spiegel siehst du?
Die Blumen alle rufen: Rose! Rose!
Wo bist du, unsre Königin, wo verziehst du?

„Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!“ rufen unsere Dichter den gram- und sorgenschweren Herzen zu, und kann es eine weisere Ermahnung geben? Wozu die Gegenwart trüben durch Rückblicke auf eine trübe Vergangenheit oder eine dunkle Zukunft? Nein, sondern: „Frent euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“ — Ist man auch nicht „auf Rosen gebettet“, so kann man sich doch „bei rosiger Laune“ erhalten, und wenn das Leben auch viele Leiden bringt, so muß man darum nicht mit den Pessimisten das ganze Dasein verwünschen, sondern bedenken, daß „keine Rose ohne Dornen“. Energische Tätigkeit wird früher oder später das ersehnte Ziel erreichen, denn „Zeit bringt Rosen“.

Wie zu Sprichwörtern und Redensarten, so wird die Rose auch zu Eigennamen häufig verwendet, besonders zu Frauennamen: Rosa, Röschen, Rösle, Rosamunde, Rosabella, Rosalinde, Rosalie, Rosaura. Der Name Susanna bedeutet ebenfalls Rose, denn er stammt aus dem alten Testament und Schofchanah heißt im Hebräischen Rose. (Vielleicht hat auch die persische Hauptstadt Susa daher ihren Namen: Rosenstadt.) Auch der in der Bibel vorkommende Name Rut, wie eine moabitische Frau hieß, soll Rose bedeuten. Ebenso der ägyptische Name Uarda (den die Heldin eines Ebers'schen Romans hat), wie auch im Chaldäischen Verda Rose bedeutet.* — Mit Vorliebe wählen die Juden die Rose zu Familiennamen: Rosenbaum, Rosenstrauch, Rosenblatt, Rosenstock, Rosenbusch, Rosengart, Rosenbergs, Rosenthal u. s. f., wahrscheinlich um die ihnen nachgesagte und von dem Seelenriecher Professor Jäger komischerweise sogar „wissenschaftlich“ erklärte Dufstpezialität Lügen zu strafen.

Die Rose ist nicht bloß Dekorationspflanze, sondern gewährt auch manchen praktischen Nutzen. Schon die Griechen wußten eine von Quitten mit Rosen gekochte Marmelade zu bereiten, die sie Rodomelon nannten. Sie wird ferner gebraucht zur Bereitung von Rosenhonig, Roseneßig, Rosenwein, Rosenwasser, Rosenspomadé u. s. f. Das teure Rosenöl, mit dem nach Homer schon der Leichnam Hektors gesalbt wurde (Il. XXIII, 185 ff.), wird meist im Orient von der Bisamrose gewonnen. Bei der Destillation mit Wasser geben 500 Kilogramm Rosen nur eine Unze Del. Das gewöhnlichere mechte Rosenöl wird dagegen durch Auspressen der Rosenblätter gewonnen, wobei sich das Del auf dem Wasser sammelt. Die Orientalen sollen im Besitze noch eines andern Verfahrens sein, seines Rosenöl zu bereiten. Sie sollen die Rosenblätter allein mit Wasser übergießen und die Masse der Sonne aussetzen, worauf das sich absondernde Del oben schwimmt.

Unsere Garten- oder Topfrosen, von denen man wohl über tausend Abarten und Bastarde kultiviert, stammen von einigen wenigen Arten ab. Die gemeinste von unsern einheimischen wilden Rosen ist die Hundsröse (Rosa canina), welche sich überall an Hecken und Wegen, in Gebüsch und Niederwäldern

findet. Die Blüten sind blaßrot oder weiß. Die Wurzel wurde früher gegen die Hundswut gebraucht, woher der Name. Die unter dem Namen Hagebutten bekannten Früchte werden in der Küche zu einem Mus und auch in der Heilkunde verwendet. Eine gefüllte Abart kommt in den Gärten als weiße Rose vor.

Die Gartenrose, Zentifolie (Hundertblatt, Rosa centifolia), eine der schönsten Rosen, stammt wahrscheinlich aus Persien und dem Kaukasus. Von ihren vielen Varietäten seien nur genannt: die Anemonencentifolie, die Sellerierose, die Salatrose, die Bilmorinrose, die Nelkenrose, die Dijonsrose, die Champagnerose, die Königsrose und die Moosrose (rosa muscosa), die sich durch die moosigdrüsigen Blumenstiele auszeichnet.

Die in Südeuropa und Vorderasien heimische Damazenerose (Rosa damascena) ist die Stammart der Monatsrosen, die zweimal des Jahres, im Juni und im Herbst, erscheinen. Hierher gehören auch die prächtigen Portlandrosen, welche den ganzen Sommer hindurch bis in den Herbst hinein blühen und in zartrosa, dunkelrosa, carmoisinroten, fleischfarbenen, weißen, kirschroten u. Blumen variieren.

Die gelbe Rose (Rosa eglanteria) stammt aus Südeuropa. Die Blumen sind schön gelb, einfach und haben wie die Blättchen einen eigentümlich pikanten, wanzenartigen Geruch. Von Varietäten sind vorzugsweise zu nennen die türkische Rose oder Feuerrose, mit prächtigen, auswendig gelben, inwendig leuchtend feuerroten, die persische Rose mit stark gefüllten, runden, prächtig gelben und die Tulpenrose mit rotgefleckten Blumen.

Die bereits erwähnte französische Rose (Rosa gallica) stammt aus Südfrankreich. Man hat von ihr eine große Menge Spielarten und Bastarde mit weißen, fleischfarbigen, rosaroten, karminroten, purpurroten, violetten, lilafarbenen, bläulichen, aschgrünen, schwärzlichen, punktierten, marmorirten, gestreiften, panachirten Blumen. Wir nennen: die gefüllte französische Rose, die Ranunkel- oder Agatenrose, die Sammetrose, die Marmorrose, die kleine Burgunderrose, Pfingstrose, die Provençerose.

Die indische Rose (Rosa indica) wurde aus China eingeführt. Sie ist eine höchst veränderliche Art, von der man in den Gärten einen großen Reichtum an Spielarten und Bastarden kultiviert. Die Hauptvarietäten sind: die Bourbonrose, die indische Nelkenrose, die indische Blutrose, die Bourbonmoosrose, die Lawrence- oder Zwergrose (Silkputrose), die Roisetterose, die Mandelrose, die Teerose, die bengalische oder immerblühende indische Rose, die chinesische Rose, von denen jede einzelne wieder in der mannichfachsten Weise abändert.

Die immergrüne oder Kletternde Rose (Rosa scandens) ist in Südeuropa und Süddeutschland heimisch. Auch sie besitzt mehrere Abarten, welche sich alle vorzüglich zur Bekleidung von Pfeilern, Wänden, Geländern und Lauben eignen.

Von den bei uns in Gebüsch wildwachsenden Rosen sei noch die wohlriechende oder Weinrose (Rosa rubiginosa) genannt, deren eirundliche, doppelsägezähnlige Blättchen beim Reiben einen angenehmen Apfelgeruch von sich geben.

Wir haben vor mehreren Jahren beim hamburger Blumenfest Gelegenheit gehabt, die reich entwickelte Rosenkultur der Gegenwart zu bewundern. Mit feinstem Geschmack waren da alle Formen- und Farbenshattierungen, alle Größen- und Füllungsgrade gruppiert, von der Riesengestalt der Rose Anna von Diesbach oder der Baronesse Prevost bis zur winzigen Rose Louise Darzens; von der schneeigen Weiße der Nimée bis zum Dunkelpurpur der Rose Alfred de Stougemond, vom lichten Rosa der Louise Odier bis zum Dunkelrot der Kaiserrose von Marokko, vom bläulichen Purpur der Rose Alfons Damazin bis zum strahlenden Gold des Maréchal Niel. Und unter ihnen strahlte in köstlichster Pracht die Königin aller, die in Form und Farbe hochvollendete Zentifolie mit allen ihren Varietäten.

Neuerdings soll es sogar gelungen sein, schwarze Rosen zu züchten, und zwar durch Pfropfen auf Eichstämme. Diese Gattung dürfte sich als Muster für die päpstliche Tugendrose eignen.

*) Die gemeinschaftliche Wurzel ist rd, die auch im griechischen rodou steht. In Rose ist die Ruta d zum s geworden, wie häufig.



Unbeständig. (Seite 562.)

Ein seltsames Denkmal menschlicher Torheit.

(Illustrationen siehe Seite 552 u. 558.)

So bezeichnet ein berühmter englischer Geschichtsschreiber die Kreuzzüge, jene merkwürdige Völkerwanderung, die sich vom Westen, Süden und von der Mitte Europas nach dem fernen Osten bewegte und die am mittelländischen Meer gelegenen Küstenländer Asiens, teilweise auch Afrikas überflutete. Der Engländer hat recht, und es muß dies um so mehr betont werden, als es heute noch Leute genug gibt, die — sei es nun in vollem Ernst oder aus irgend welchem eigennütigen Grunde — jene Bewegungen als den Ausfluß christlich-idealer Gesinnungen, als ein großes Opfer europäischer Nationen für ihre religiösen Ueberzeugungen darzustellen bemüht sind. Mag immerhin in den Kreuzzügen ein Stück aufrichtiger, mystisch-frommer Schwärmerei enthalten sein — wir bemühen uns vergebens in den eigentlichen — nicht den angeblichen — Zielen jener Bewegung und in der Art ihres Verlaufes jene erhebenden Momente zu entdecken, die den denkenden und gewissenhaft prüfenden Menschen mit Begeisterung für eine Sache zu erfüllen oder sie ihm wenigstens sympatisch zu machen vermögen. Der bloße Fanatismus mit seinen oft so abstoßenden und widerlichen Wirkungen ist dazu keineswegs geeignet. Jedes Blatt der Geschichte der Kreuzzüge ist durchtränkt mit ebenso grausam als unnützlich vergossenem Blut; in einem wüsten Ansel toben da alle bösen Leidenschaften der Menschen durcheinander, und es gestaltet sich ein Gesamtbild voll solcher Greuelthaten, von solch grauenhafter Entartung alles Besseren in der menschlichen Natur, daß man glauben möchte, die Hand der Geschichte hätte zittern und den Griffel fallen lassen müssen, indem sie jene Verirrungen des menschlichen Fanatismus der Nachwelt überlieferte.

Wie überall, so liefert uns auch hier die Geschichte die Erklärung für jene seltsame und schreckliche Erscheinung. Man braucht sich nur in das Studium der Zustände jenes Zeitalters im allgemeinen zu vertiefen und man wird begreifen, wie es möglich war, sieben millionen Menschen in dem Zeitraum von etwa zweihundertfünfzig Jahren nach dem fernen Orient zu locken, angeblich zu dem Zwecke, das Grab Christi zu Jerusalem, resp. das Land Palästina für die Christenheit zurückzuerobern.

Etwa zwanzig Jahre vor Beginn des ersten Kreuzzuges, im Jahre 1077, war der deutsche Kaiser Heinrich IV. über die Alpen gegangen, um die Verzeihung des mächtigen Papstes Gregor VII. zu erlangen, der ihn in den Bann getan und ihn dadurch in eine verzweifelte Lage gebracht hatte. Denn eine Versammlung der Großen des deutschen Reiches, in der ein päpstlicher Legat den Vorsitz führte, hatte Heinrich den Verlust der Krone in Aussicht gestellt, wenn er nicht binnen Jahresfrist sich mit dem Papst ansöhnte habe. Heinrich erschien in Canossa, wo sich Gregor aufhielt, und es erfolgte die bekannte Szene, bei der sich der Papst daran ergötzte, wie der deutsche Kaiser im Schloßhofe drei Tage lang im Büßerhemde mit bloßen Füßen dastand und die Verzeihung des Herrn vom römischen Stuhle erflehte. In solcher Weise dominierte damals die geistliche Macht über die weltliche. Dieses trostlose Verhältnis, die daraus entstehenden endlosen Zwistigkeiten, die Einmischung der Päpste in die Angelegenheiten Deutschlands und die der deutschen Fürsten in diejenigen Italiens machten Deutschland und Italien zu permanenten Schlachtfeldern. Für ehrgeizige Adelige waren diese Zustände eine bequeme Gelegenheit, sich gegen die kaiserliche Macht aufzulehnen und ihre eigene Machtvollkommenheit, ihren Besitz zu erweitern. Die Hände der Päpste wühlten in all diesen trüben Strudeln, und jemehr das Ansehen der deutschen Kaiser geschwächt wurde, desto höher stieg der Einfluß Roms. Deutschland aber verzehrte seine nationale Kraft in diesen Kämpfen und seine sozialen Zustände wurden immer erbärmlicher, je stärker die römisch-geistliche und je schwächer die weltlich-deutsche Macht wurde. Damals war das Ritter-

wesen aufgeblüht, eine Erscheinung, die durch poetische Verherrlichung einen ganz unverbienten Nimbus erhalten hat, und die mit ihren Raubschlössern, mit ihren Raubzügen, mit ihren Fehden und ihrem Faustrecht wie ein Alp auf dem Lande lag. Durch das Rittertum herrschte der Adel durch die deutschen Gauen, der überall seinen Grundbesitz mit den rohesten und gewalttätigsten Mitteln vergrößerte und die an der Scholle hängenden Leibeigenen wie Tiere behandelte. In den Städten begann erst langsam ein vorschreitendes Bürgertum dem Adel seine verbrieften Rechte und Freiheiten unter harten Kämpfen abzutrotzen, um bei jeder Gelegenheit darum betrogen zu werden.

Am schlimmsten sah es mit der Bildung aus. Bei den Massen gab es einfach keine. Was sollte dem Unbemittelten auch die Kunst des Lesens und Schreibens nützen? Bücher gab es nur für den Reichen, denn sie mußten noch alle abgeschrieben werden, da man die Vervielfältigung durch den Druck noch nicht kannte. Die unwissende Masse war eine Beute des kraßesten Aberglaubens einerseits und des unglaublichsten wirtschaftlichen Elends andererseits. Wenn man schon in den Städten sich mit einer Lebenshaltung begnügte, die man heute keinem Europäer mehr zumuten dürfte, so lebten auf dem Lande die Leibeigenen so ziemlich auf gleicher Stufe mit den Lasttieren, wo sie unter dem Druck einer unmenschlichen Knechtschaft ihr elendes Leben dahinschleppten.

Die Wissenschaften und die Poesie waren ein Spezialbesitz sehr enger Kreise und auch bei den Besten jener Zeiten zeigt sich nur sehr wenig Gefühl für das Elend der Massen. Die Ritter hielten die geknechtete Masse für das natürliche Pöbelvolk, auf das sie nach Belieben treten konnten, wie auch die besten Geister des Altertums sich keine Gesellschaft ohne Sklaverei denken konnten. In dieser Verrohung florirte das Rittertum, und wer daran rührte, den griff es mit Schwert und Speiß an.

Und wie in Deutschland, so stand es in den meisten anderen Ländern Europas. Überall die gleiche Knechtschaft der Massen, überall die gleiche unbeschränkte Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit.

Um 1094 kam ein Mönch, genannt Peter von Amiens, von einer Wallfahrt aus dem Orient resp. aus Palästina, zurück. Ob nun die glühende Sonne des Orients seine Einbildungskraft entzündet hatte oder nicht — genug, Peter von Amiens gab vor, Visionen zu haben, die ihn dazu antrieben, vom Papst zu verlangen, er möge das heilige Land den Ungläubigen, nämlich den Türken resp. den Seltschucken, entreißen. Der Papst, damals Urban II., wies erst den zudringlichen Schwärmer mit Unwillen von sich. Allein Peters Hartnäckigkeit wuchs mit den Schwierigkeiten, und so kam es endlich, daß der Papst sich doch mit seiner „Idee“ beschäftigte. Urban II. war damals in der Klemme; sein Gegenpapst Klemens und Kaiser Heinrich IV. bedrängten ihn sehr, und so entschloß er sich, auf die Vorschläge Peters von Amiens einzugehen und durch eine religiöse Begeisterung der Massen sein gesunkenes Ansehen zu heben. Man hielt deshalb im Jahre 1095 zwei große Kirchenversammlungen zu Clermont und Piacenza ab, auf denen Pabst Urban II. erschien und an die Menge feurige Ansprachen hielt, in welchen er sie aufforderte, nach dem heiligen Lande zu ziehen und es den Ungläubigen abzunehmen. Schon vorher war eine rege Agitation entfaltet worden; eine Menge von Schwärmern und Wanderpredigern hatte das Land durchzogen und die Massen aufgeregt. Urban fand daher bereits ein bis zum äußersten fanatisirtes Volk vor; als er aber selbst zu Clermont auftrat, erreichte die Begeisterung ihren Gipfelpunkt. Denn Urban verhielt in seinen Reden nicht nur einen vollständigen Ablass für alle, die nach Palästina ziehen würden, sondern er stellte auch materielle Vorteile in Aussicht. Diese kamen freilich erst bedeutend später unter Pabst Eugen III., welcher die Lehenspflichtigen, die sich an den Kreuzfahrten beteiligten, ihrer

Pflichten entband und allen Kreuzfahrern die Zinsen ihrer Schulden erließ, durch welche letztere Bestimmung namentlich die Juden große Verluste erlitten.

Auf die Aufforderung Urbans nahmen tausende das Kreuz, d. h. sie ließen sich ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter heften, um damit ihre Verpflichtung zur Kreuzfahrt zu bekunden. „Gott will es!“ hatten die fanatisirten Massen zu Clermont geschrien, und der Ruf ging durch die Länder, tausende und hunderttausende in Bewegung setzend. Man ließ alles im Stich und eilte zu den Fahnen der Kreuzfahrer. Die hohen Wogen, die diese gewaltige Bewegung schlug, trugen auch den Papst Urban wieder empor; die abendländische Christenheit wandte sich ihm zu, und er konnte sich sowohl gegen seinen Gegenpapst als gegen Kaiser Heinrich IV., der sich beiläufig um die Kreuzzüge wenig kümmerte, aufrecht halten bis zu seinem Tode. Damit war für den schlauen Urban der Hauptzweck erreicht.

Einmal ins Rollen gebracht, schwoll die Bewegung lawinenartig an. Eine Menge von Fürsten, Grafen, „Herren“ und „Rittern“ nahmen das Kreuz. Einige mögen es aus frommer Schwärmerie getan haben; andere nahmen es aus Ehrgeiz und Lust zu Abenteuern und wieder andere suchten sich auf diesem Wege herauszureißen. So Boemund von Tarent und Tancred von Brundisium, die beide vor Schulden weder aus noch ein wußten, und von denen der letztere all' seine Güter der Königin von England verpfändet hatte.*) Gottfried von Bouillon scheint vor frommer Schwärmerie und von kriegerischem Ehrgeiz getrieben worden zu sein; er war der bedeutendste Feldherr des ersten Kreuzzuges. Raimund von Toulouse war mehr ein staatsmännischer Kopf und ein ehrgeiziger Abenteurer. In Europa ein mächtiger Fürst zu sein genügte ihm nicht. An diese Fürsten schloß sich ein Schwarm von rauh- und raublustigen Rittern und Herrn an, die sich alle im Orient zu bereichern dachten, und von denen viele auf diese Weise ihren heimatischen Gläubigern entflohen. Außerlich gaben sich natürlich alle den Anschein, als hätten sie aus rein religiöser Begeisterung das Kreuz genommen.

Die Massen, die hinter ihnen herzogen, folgten keineswegs nur den fanatischen Trieben einer religiös-mystischen Begeisterung. Diese wirkte bedeutend mit; unendlich mehr aber tat die Aussicht, dem heimatischen Elend zu entgehen und in neue Länder zu kommen. Schlechter als daheim konnten die Verhältnisse nirgends sein, und den Ablass bekam man noch obendrein. Dazu die Aussicht auf Kriegsbeute, Plünderung und Vernichtung der Ungläubigen! Die Masse faßte die Kreuzzüge als eine Gelegenheit zur Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage auf. Daher haben wir denn auch die merkwürdige Erscheinung zu beobachten, daß die Kreuzfahrer — wenigstens anfangs — keineswegs nur aus weisungsfähigen Männern bestanden, sondern sich alle Elemente der Bevölkerung in denselben vereinigten.

Frauen und Jungfrauen, Greise und Kinder bis zum Säugling, Knaben und Mädchen nahmen neben den weisungsfähigen Männern an diesen merkwürdigen Zügen teil, und dieses beweist am besten, daß die Kreuzzüge ursprünglich eine Art sozialer Bewegung waren, die freilich in der Anlage wie im Ziel gleich verfehlt erscheint. Denn alle suchten ein neues Heim, wie heute die Auswanderer in Amerika und in Australien ein neues Heim suchen. Daß unter diesen Umständen hunderttausende zusammenströmten und das Kreuz nahmen, ist leicht erklärlich.

Die fanatisirten und beuteluftigen Massen konnten es nicht erwarten, bis der Zug nach dem Morgenland begann; nachdem sie erst vielfach in der Heimat sich an den Juden und deren

Eigentum ausgetobt, begann sich schon im Mai 1096 ein großer Zug von Kreuzfahrern, der zum großen Teil aus verwahrlosten und heutigetierigen Gesindel bestand, über Europa nach dem Osten zu wälzen. Führer war ein herabgekommener Ritter, eigentlich Walther von Bezeio, dem die Geschichte den Spottnamen Walther von Habenichts angehängt hat. Seine Schaaren verwüsteten gleich einem Heuschreckenschwarm jede Gegend, die sie durchzogen und erbitterten dadurch deren Bewohner so, daß man von allen Seiten über sie herfiel. Die Bulgaren erschlugen einen großen Teil des Raubgesindels; der Rest kam durch Mangel und Pest um.

Das Hauptheer begann erst im Herbst 1096 sich in Bewegung zu setzen. Es soll aus 600 000 Menschen bestanden haben, wobei natürlich der zahllose Troß von Weibern, Kindern und anderen Weisungsfähigen eingerechnet ist. Gottfried von Bouillon war der oberste Feldherr; doch wahrten sich die anderen Führer eine bedeutende Selbstständigkeit und der päpstliche Legat beim Zuge, Adhemar von Buy, saß mit im Kriegsrat.

Im Winter kam man vor Konstantinopel an und zog dann quer durch Kleinasien, die bedeutendsten Städte belagernd und erobernd, was bei der damaligen Unvollkommenheit der Bewaffnung ziemlich rasch durchgeführt wurde. Man nahm Nikäa, Tarsoß, Edessa und Antiochia. Bei allen diesen Gelegenheiten verfuhr das Kreuzheer, das schon in Ungarn und Griechenland wegen seiner Räubereien Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, mit jener Grausamkeit, die wir immer finden, wenn das Papsttum den religiösen Fanatismus gegen „Ungläubige“ oder „Ketzer“ entflammt hat. In den eroberten Städten wurde ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts alles einfach ermordet, und man machte nur dann eine Ausnahme, wenn die Habgier die Mordlust überwog und man einen Teil der Gefangenen in die Sklaverei verkaufen wollte. Da die seldschukischen Stämme, welche Kleinasien und Palästina besetzt hielten, unter sich zerfallen waren, fand kein energischer Widerstand statt und die Kreuzfahrer drangen unter Sengen und Brennen, Morden und Plündern nach Palästina vor, wobei sie selbst sehr rasch zusammenschmolzen. Auch trennten sich bald einzelne Führer von dem Hauptheer, um sich eigene Herrschaften zu gründen, was ihnen auch teilweise gelang.

Am 7. Juni 1099, also nach dreijährigem Zuge, langten die Kreuzfahrer, noch etwa 40 000 Mann stark, vor Jerusalem an. Die Stadt ward belagert und von den durch allerlei religiöse Vorspiegelungen entflammten Kreuzfahrern im Sturm genommen. Ein grauenhaftes Blutbad, nicht geringer, aber vielleicht brutaler als jenes bei der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, weihte den Sieg der Kreuzfahrer ein; nachdem fast die ganze Einwohnerschaft niedergemetzelt war, zogen die Sieger barfuß und barhäuptig nach der Erlöserkirche. Ein herrliches Kulturbild!

Die glücklich angelangten Kreuzfahrer nahmen nun das Eigentum der besiegten Seldschuken und der Juden, soweit es ihnen gefiel, an sich. Wie viele waren mit ihren Hoffnungen auf dem Wege dem Tode verfallen! Nun bildete man das christliche Königreich Jerusalem, dessen Haupt Gottfried von Bouillon wurde, der sich aber nur „Schirmherr des heiligen Grabes“ nannte. Das ganze Reich wurde nach abendländischem Muster eingerichtet und ihm drei Vasallenstaaten untergeordnet, nämlich Tripolis, Edessa und Antiochia.

Die Zerstörung dieses Königreichs Jerusalem bildete natürlich den Gegenstand der Hauptanstrengungen der angrenzenden mohamedanischen Völkerschaften. Schon August 1099 rückte der Beizir von Egypten, Asdal, mit einem ungeheuren Heere gegen Jerusalem, aber Gottfried von Bouillon schlug ihn bei Askalon. Gottfried starb 1100, und das neue Reich, das sein Bruder Balduin gegen Egypten hin erweitert hatte, geriet bald in Bedrängnis. Die Sarazenen unter Nureddin eroberten Edessa und Papst Eugen III. ließ durch den Abt Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigen, um dem bedrängten Königreich Jerusalem Hilfe zu schaffen. Die frühere Begeisterung ließ sich nicht mehr erreichen; indessen beschloßen der deutsche

*) In der historischen Beleuchtung erscheinen diese „Helden“ natürlich anders als in dem berühmten Gedichte von Torquato Tasso: „Das befreite Jerusalem“. Der geniale Dichter konnte den Kreuzzügen nur auf Kosten der historischen Wahrheit die poetische Seite abgewinnen, mit der er sich in seinem Werke unsterblich gemacht. Namentlich der lächerliche Tancred und der hinterlistige Raimund erscheinen im „Befreiten Jerusalem“ als ideal und herrlich angelegte Heldenfiguren.



„Gott will es!“ (Seite 550.)

Aus dem Werke: „Die Kreuzzüge“, von Dr. D. Henne am Rhyn. Gezeichnet von Gustav Doré.
(B. G. Bach's Verlag, Leipzig.)



Mezelei in Antiochia. (Seite 550.

Aus dem Werke: „Die Kreuzzüge“, von Dr. D. Henne am Rhyn. Gezeichnet von Gustav Doré
(J. G. Bach's Verlag, Leipzig.)

Kaiser Konrad III. und der französische König Ludwig VII., das Kreuz zu nehmen. Sie rüsteten um 1147 große Heere aus; bei dem deutschen sollen sich 70000 gepanzerte Reiter befunden haben. Man kam aber nur bis Damaskus; die Treulosigkeit der Griechen und das Schwert der Sarazenen vernichteten die Heere beider Fürsten und es kamen wenige zurück. 1187 eroberte der Sarazenen Sultan Saladin Jerusalem und besetzte sich nicht durch eine Niedermetzelung der wehrlosen Einwohner, sondern nahm nur ein Lösegeld für die Gefangenen. Dieser orientalische Fürst zeigte überhaupt mehr Weisheit, Milde und wahre Ritterlichkeit, als alle abendländischen Fürsten, die das Kreuz nahmen.

Auf die Nachricht von der Eroberung Jerusalems durch die Sarazenen nahm der deutsche Kaiser Friedrich I. Barbarossa das Kreuz. Er war schon beim zweiten Kreuzzuge gewesen. Sein Unternehmen war das am besten vorbereitete; er brach mit 150000 Mann in Kleinasien ein. Nach einigen siegreichen Schlachten ertrank er 1191 in dem Flusse Kalykadnus; sein Sohn Friedrich führte das Heer bis vor Akko (St. Jean d'Acre), wo auch er starb. Zu gleicher Zeit waren die Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England, sowie Herzog Leopold von Oesterreich in Palästina angekommen. Man eroberte 1191 Akko mit ungeheurem Verlust, allein die Heerführer gerieten in Streit, Philipp August verließ Palästina und Richard Löwenherz konnte trotz seines großen Sieges bei Jaffa und seiner Grausamkeiten das Land nicht gegen Saladin halten. Nur ein Küstenstrich verblieb den Christen; aber Saladin gewährte ihnen in seinem Reiche fast dieselben Rechte, wie sie die Sarazenen besaßen.

In Europa konnte man sich über das Schicksal des heiligen Landes nicht beruhigen. 1204 fand der vierte Kreuzzug statt unter Balduin von Flandern. Man kam, von den schlauen Venetianern ausgebeutet, nur bis Konstantinopel, gründete nach Erstürmung der Stadt das sogenannte lateinische Kaiserthum und mußte es 1261 wieder aufgeben.

Im Jahr 1212 wurde von frommen Eiferern der sogenannte „Kinderkreuzzug“ in Szene gesetzt. Man stellte die Behauptung auf, es würden durch die Unmündigen Wunder geschehen, und so machten sich dem 30000 Knaben und Mädchen auf, um teils elend umzukommen, teils von gewissenlosen Agenten als Sklaven verkauft zu werden.

Kaiser Friedrich II. unternahm 1228 einen Kreuzzug, wobei er für die Dauer von zehn Jahren Jerusalem durch Vertrag erwarb. Friedrich II. befand sich im Kirchenbann und der Papst war so freundlich, den Kaiser durch den Patriarchen von Jerusalem und die Johanner und Templar den Sarazenen überliefern lassen zu wollen. Der Sultan der Sarazenen war zu edelmütig, um diesen päpstlichen Verrat anzunehmen.

Nachdem 1244 die Ägypter Jerusalem erobert hatten, unternahm Ludwig IX. („der Heilige“) von Frankreich noch zwei Züge. Auf dem ersten nach Ägypten (1250) wurde er gefangen und mußte sich loskaufen, auf dem zweiten nach Tunis (1270) starb er.

1292 wurden in Palästina die letzten Besitzungen von den Christen geräumt, und es fand sich kein Fürst zu einem Kreuzzuge mehr.

Man hat gegenüber dieser merkwürdigen Erscheinung einer Art von Völkerverwanderung noch die Frage aufzuwerfen, ob diese großen Züge vom Westen nach dem Osten mehr Nutzen oder Schaden gebracht haben.

Wir sind der Meinung, daß der Schaden, den diese Züge gestiftet, ihren Nutzen weit überwiegt.

An nützlichen und wohlthätigen Folgen ist zunächst hervorzuheben, daß die Kreuzzüge die europäischen Völker aus der alten Stabilität herausrissen und ihnen eine andere Gedankensrichtung gaben. Sie brachten eine Verührung aller nur möglichen Nationen zustande und vermehrten die damals noch sehr geringen Kenntnisse von fremden Ländern. Man lernte neue Lebensrichtungen, neue Naturprodukte, neue Künste und Ge-

werbe kennen und die Reste griechischer und römischer Kultur gaben neue Anregungen. Neue Handelsbeziehungen wurden eröffnet; man importierte Zucker und Seide aus dem Orient. Auch die Windmühle kam damals aus dem Morgenlande nach Europa.

Aber die nachteiligen Folgen jener Bewegungen sind weit größer. Zunächst wurden die Länder, durch die sich jene Züge wälzten, auf lange Zeit hinaus verheert; es trat jener Zuwachs von Rohheit auf, der jedem Kriege folgt, und man brachte aus dem Orient weniger an Schätzen, als vielmehr an Pest und Aussatz mit. Der Aberglaube stieg bis zu einer entsetzlichen Höhe durch die hundert und tausend Wundergeschichten, die man aus jenen Feldzügen erzählte. Das Rittertum ward nicht geschwächt, wenn auch tausende von Rittern nach dem Orient zogen, sondern eher gestärkt durch den romantischen Schein, den ihm die Kreuzzüge verliehen, und in der That beginnt seine eigentliche Blütezeit erst nach den Kreuzzügen. Der Abgang so vieler Menschen brachte im Abendland bei der ohnehin dünnen Bevölkerung nur schlimme Folgen hervor, und der Wohlstand mancher Länder, soweit ein solcher vorhanden war, sank auf den Nullpunkt hinab, dazu bedenkte man noch, wie sehr die Kreuzzüge die kirchliche Macht stärkten, daß sie der weltlichen an Macht und Einfluß oft weit überlegen war, und man wird zugeben, daß die durch die Kreuzzüge für Europa erzielten Vorteile weitaus aufgewogen wurden durch die Nachteile dieser Unternehmungen.

Die Eroberungen in Asien mußten wieder verloren gehen. Vollends das deutsche Element ließ sich schlecht auf den Orientalismus pflanzen. Der Zauber der Heimat mag bei manchem im heiligen Lande doppelt stark erwacht sein, jener Zauber, der immer bestehen bleibt, ob die Heimat groß oder klein, schön oder unschön ist. Am besten hat dieser Empfindung neuerdings der Dichter Schefel Ausdruck gegeben, der seinen Ritter Biterolf aus Thüringen vor Akko singen läßt:

„Kampfmüd' und sonnenverbraunt,
Fern an der Heiden Strand,
Waldgrünes Thüringland,
Denk ich an dich!
Feinden von allerwärts
Truzt meiner Waffen Erz,
Wider der Sehnsucht Schmerz
Schirmt mich kein Schild.
Doch wie das Herz auch klagt,
Ausharr ich unverzagt;
Wer Gottes Fahrt gewagt
Trägt still sein Kreuz.“

Nur mag der Ritter auf „Gottes Fahrt“ in diesen schönen Versen etwas gar zu sanft erscheinen. Uhlands schwäbischer Ritter, der einen Türken bis auf den Sattelknopf spaltet, paßt schon besser in den Rahmen seiner Zeit.

Unsere Illustrationen, die dem Stifte des gefeierten Künstlers Gustav Doré entstammen und dem Werke des Geschichtsschreibers Henne am Rhyn: „Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit“ (Leipzig, A. G. Bach) entnommen sind, veranschaulichen uns vortrefflich jene bewegte Zeit. Die Manier Dorés ist ohnehin vortrefflich geeignet, über historische Szenen einen romantischen Schimmer auszugießen. Wir sehen auf der einen Illustration, wie der gewaltige Ruf: „Gott will es!“ den Landmann vom Pfluge, den Schäfer von der Herde hinwegreißt, um dem Kreuzheere zu folgen, und wie Weib und Kind trauernd zurückbleiben, die vielleicht eben so gern die elenden Zustände ihrer Heimat verlassen; auf dem zweiten Bilde sehen wir, wie bei der Eroberung der festen Stadt Antiochia der Fanatismus der Kreuzfahrer mit wildem Morden in die besiegte Stadt hineinbricht und alles dem Tode weicht; wie Frauen und Kinder von den Zinnen der Morscheen herab in die Lanzen der untenstehenden Kreuzfahrer gestürzt werden. Man wendet sich schauernd ab von dieser Mordscene und kann doch nicht dem widerwärtigen Gedanken enttrinnen, daß mit solchem Blutdurst die bizarrste Frömmelerei Hand in Hand ging. W. Bloß.

Die sinaitische Offenbarung und die zehn Gebote.

Biblische Studie von Leopold Ginsten.

Die positiven Religionen entstammen der subtropischen Zone und beruhen auf der Entstehung und dem Bestande der Welt. Daher ist das erste Dogma im Judentum und Christentum der Glaube an die Welterschöpfung aus Nichts durch das Schöpferwort eines persönlichen Wesens. Das zweite Dogma ist der Offenbarungsglaube als persönliche Herablassung des Himmels herrn auf das Urgebirge Sinai, um seinem auserwählten Volke die zehn Vertragspunkte (Bundesworte) in höchst eigenem Worten zu übergeben. Das dritte Dogma ist der Messiasglaube, die Erlösung der Welt von allen irdischen oder zeitlichen Uebeln durch die Herbeiführung des Himmelreichs auf Erden, bestehend in der Wiederbelebung der Toten und Ausgleichung von Lohn und Strafe zur Herstellung der göttlichen Gerechtigkeit. Im ersten und letzten Dogma weicht das Christentum vom Judentum ab durch die Einschlebung des Gottessohnes als Demiurg oder Mitschöpfer und Miterlöser. In der Offenbarungslehre jedoch stimmen beide im wesentlichen mit einander überein. Ja, der Christ legt den zehn Geboten eine noch größere Bedeutung bei wie der orthodoxe Israelite, indem solch hohe Wertschätzung der Bundesworte zur Annahme verleiten könnte, als hätte er außer diesen weiter keine Pflichten zu erfüllen. Vielmehr sei die Zahl derselben (nach Maimonides Auffassung) nicht 10, sondern 613, nämlich 365 Ge- und 248 Verbote, so daß ein jeder Tag im Jahre und jedes Glied an seinem Körper den also Gläubigen an seinen Gott und seine Gesetze erinnere.

Indessen ist der sinaitische Offenbarungsglaube nach den Lehrbüchern der mosaischen Religion, welche zumeist von jüdischen Geistlichen unserer Zeit abgefaßt sind, so zu sagen, das Herz des jüdischen Nationalglaubens; denn von hier ging die Lehre Jhwhs (Jehovas) aus und die Ueberzeugung von seinem Dasein, indem er, wenn auch nicht sichtbar, so doch hörbar einem ganzen Volke allort sich geoffenbaret hat, während das Christentum seinen Ausgangs- und Mittelpunkt im Gottessohn hat; denn in ihm hat sich das unsichtbare Wesen Gottes durch Verkörperung oder „Menschwerdung“ in Jesu sichtbarlich geoffenbaret. Jedoch anerkennt der gläubige Christ den sinaitischen Jhwh in derselben Weise wie der gläubige Jude; hier befinden sich beide gemeinsam auf dem neutralen Boden. Deshalb verdient er auch nach meinem Dafürhalten die ernsteste Würdigung, und kann dieses nicht besser geschehen, als dadurch, daß wir den biblischen Offenbarungsbericht selbst zur Hand nehmen, um zu sehen, ob dasjenige, was die Bibelgläubigen unter dem Vorantritt ihrer Theologen, darin zu finden glauben oder vorgeben, in Wirklichkeit darin enthalten ist. Wir wollen gar nicht einmal in Betracht ziehen, daß auch andere Völker des Altertums, außer den Israeliten, ihre heiligen Offenbarungsberge hatten, wie die Inder ihren Himalaja und Meru, oder die Griechen ihren Olymp, oder daß wie Mose seine Befehle von Jhwh empfing, so Merkur und Hermes von Amosiz, Minos, Rhadamantus und Dyakon von Jupiter, Triptolemus von Ceres, Pythagoras und Zaleukus von Minerva, Lykurg vom Orakel zu Delphi, Numa von Casus und Aegeria, die Druiden von Obin und Thor, Mreko-Kryal von der Sonne, Zoroaster und Ramolzis von der Bestia, die ägyptischen Priester von Osiris und Isis und ebenso Mohamed unmittelbar von seinem Allah und mittelbar vom Erzengel Gabriel; denn überall hatten die ältesten Stifter der positiven Religionen ein geheimes höchstes Wesen, von welchem sie beauftragt waren, ihrem Volke diejenigen Mitteilungen zu machen, welche diese göttlichen Diener zu ihrer Zeit für dasjenige als notwendig erachteten. Dieses alles wollen wir nicht in Parallele ziehen, sondern nur nachweisen, daß dasjenige, was die Verfasser unserer Religionsbücher zum Schul- und Hausgebrauch aus der sinaitischen Offenbarung gemacht haben, etwas ganz anderes ist, als das, was wenigstens der

erste biblische Referent (es sind nämlich zwei verschiedene Referenten im 2. und 5. Buch Mose) darunter sich gedacht hat.

Das erste Dekalog-Dokument ist meines Erachtens das im 2. Buch Mose (Exodus) Kap. 19 und 34 (nicht R. 20) enthalten. Den zweiten Dekalog finden wir im 5. Buch Mose Kap. 5, welcher von dem ersteren in Kap. 20 in wesentlichen Punkten abweicht, was allein schon stuzig machen muß, da beide wortwörtlich mit einander übereinstimmen müßten, wenn es die „zehn Gebote“ sein sollen, die anfänglich von Gott selbst, dann von Mose niedergeschrieben wurden. So findet man im ersten Dekalog (R. 20, V. 8—12) als Grund der Sabbatfeier die Ruhe des Welterschöpfers nach sechstägiger Arbeit angeführt, während im zweiten Dekalog (R. 5, V. 12—16) dafür ein nationales Motiv untergeschoben wird, nämlich die Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei, wozu doch schon das Passahfest eingesetzt war. Dieses beweist, wie schon Goethe in einer biblischen Abhandlung (Vd. 17 seiner Schriften*) deutlich dargelegt, daß keiner dieser beiden Dekalogue auf den Bundestafeln stand, da ohnehin solche allgemein menschliche Grundsätze (denn der Saturntag, englisch saturday = Samstag war auch bei den übrigen Völkern Vorderasiens geheiligt) nicht geeignet waren zu Bundesfazungen als spezielle Vertragspunkte zwischen einem Nationalgott und seinem Volk; denn das sagt schon dem Menschen sein Verstand und das von demselben geleitete Gewissen, daß man seinen Herrn und Wohltäter ehre und dankbar und erkenntlich sein solle, daß man seine Eltern achte und liebe, daß man nicht stehlen oder morden solle u. dergleichen. Andererseits sind diese Gesetze, wie C. Radenhausen in seiner „Ijis“ (Vd. 3) treffend erörtert und worauf wir auch noch ausführlicher zurückkommen werden, nicht umfassend, klar und verständlich genug, um sie den Menschen aller Zeiten anzupassen, umfassen auch nicht alle menschlichen Verhältnisse, so daß sie nicht als Grundlagen unserer vorgeschrittenen Gesetzgebung dienen können. Der Verfasser des zweiten Dekalogs hat uns bis auf Goethes Entdeckung auf falsche Fährte geführt; denn das, was wir als die zehn Gebote aus dem ersten angenommen, war nur dasjenige, was Gott selbst vom Berge herab gesprochen, soweit das Volk imstande war, die gewaltige Posaunenstimme Jhwhs zu ertragen. Dieser erscheint geradezu als Zeus mit dem Donnerkeil in der Hand. Seine Sprache ist die der Natur, bestehend in Blitz und Donner, was das scheue Volk so erschreckt, daß es schließlich die Flucht ergreift und Mosen bittet, das schreckliche Schauspiel, von dem selbst der Sinai bebte, einzustellen. Auch wir würden uns bedanken, unter freiem Himmel, im Sturm unter Blitz und Donner eine lange Rede mitanzuhören; denn außer den sogenannten zehn Geboten sollten ja die Israeliten am Berge noch vieles andere zu hören bekommen — alles, was Mose während seines 40tägigen Aufenthaltes auf dem Sinai gelehrt worden war, da alle dort erhaltenen göttlichen Aufträge nicht weniger als 15 Kapitel im Exodus ausfüllen, nämlich von Kap. 20—35. Nun bedenke man, daß jene Menschen die Entstehung des Donners und Blitzes als natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen noch nicht kannten, daher ihre aufgeregte Phantasie selbige für grimmige, strafende Schickungen eines furchtbaren Wesens hielt, das in ihrer Einbildung menschliche oder tierische Gestalt annahm (verehrten sie doch die Stiergestalt des Apis in dem goldenen Kalbe), und es wird uns nicht befremden, daß sie unter der furchtbaren Erscheinung am Sinai die Stimme dieses eingebildeten Gottes zu hören glaubten. Der biblische Referent im Exodus hat uns auch den Offenbarungsakt gegen den Schluß des 19. Kapitels in einer Weise dargestellt, daß wir von der übernatürlichen Mythe, wie sie der

*) Zwei wichtige, bisher unerörterte bibl. Fragen von einem Landgeistlichen in Schwaben. W. den 6. Febr. 1773.

schon mehr philosophirende Deuteronomiker und nach ihm alle Theologen bis heute darin zu finden glauben mußten, durchaus nichts antreffen, und zwar muß dieser Berichterstatter noch dazu ein schlauer Levite gewesen sein; denn er hat es verstanden, in geschickter Weise die Tatsache durchblicken zu lassen, daß, während Mose am Fuße des verbarrikadirten Berges das Volk im Zaume hielt, sein Bruder Ahron auf demselben hinter den rauchenden Wolken sich verbirgt, wo die vermeintliche Gottesstimme sich herabgelassen haben soll. Bei dem Durchlesen dieses Kapitels empfindet man ja deutlich, wie der Verfasser hauptsächlich auf diejenigen Stellen den Nachdruck legt, welche in den Maßregeln bestehen, die Jhwh angeordnet, das Volk dermaßen einzuschüchtern, daß außer Mose und Ahron niemand es wage, den Berg zu besteigen. Weder Mensch, noch Vieh, weder Priester, noch Gemeiner durfte sich dem flammenden und rauchenden Sinai nahen, der noch zudem rings abgesperrt war, bei Strafe des Todes. Wer nur mit der Hand an der Einfriedigung rührte, sollte vom Hagel gesteinigt oder vom Blize getroffen werden. Dieses wird wiederholt auf das strengste eingeschärft — und da man ohngeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln der Besorgnis sich nicht entschlagen kann, es möchten immerhin Unberufene sich erdreisten, ihre Neugierde (oder ihr Nichttrauen) zu befriedigen, so ruft Jhwh Mosen abermals zu sich hinauf und konferirt mit ihm über diesen kritischen Punkt. Mose zwar sucht seinen Jhwh zu beruhigen, allein schließlich scheinen doch beide der Sache nicht recht zu trauen — und so begibt er sich auf Wunsch Gottes hinab zum Volke und weicht nicht mehr von ihm, bis diesem der Spektakel (N. 20, B. 15–18) zu arg wird, wogegen Ahron (N. 19, B. 24) während des ganzen Aktes auf dem Berge sich befand. Das Uebrige läßt uns der Herr Referent des 19. Kapitels im Exodus erraten — es ist indessen nicht schwer, sich das Fehlende hinzuzudenken, und das war es eben, worauf ich die Aufmerksamkeit der Leser der „Neuen Welt“ zu lenken beabsichtigte.

Nun folgen im Kapitel 20 die vermeintlichen zehn Gebote; allein, wie gesagt und wie wir sogleich zeigen werden, sind das nicht die echten. Um dieselben zu finden, müssen wir erst das 34. Kapitel aufschlagen. Dort erteilt Jhwh seinem Diener Mose den Befehl, sich wiederum zwei steinerne Tafeln anzuhauen, um darauf die Worte zu schreiben, die auf den ersten von ihm im Zorne zerbrochenen Tafeln standen. Nun folgen die bekannten Ausrufungen der gnadewirkenden Eigenschaften Jhwhs von Seiten Moses, wie sie in den alten Mysterien gebräuchlich waren, um sich die Gottheit nach dem großen Abfalle des Volks wieder geneigt zu machen, sodann hartiges Verlangen und inbrünstiges Flehen um Verzeihung, worauf das überwältigte göttliche Wesen in Beteuerungen alles Großen ausbricht, das es für sein Volk öffentlich tun werde — alles echt orientalisches, menschlich-sinnliches. Nun erst folgen die Bedingungen, in zehn Piktationen bestehend, deren die Israeliten von jetzt an Folge zu leisten hätten, dann werde Jhwh auch seinerseits seine Verheißungen (bez. der Erbschaft Kanaans) erfüllen. Dieses gegenseitige Bundes- oder Vertragsverhältnis zwischen Jhwh und Israel zieht sich durch das ganze alte Testament hindurch. Würde man fragen, wie das Wort Religion nach diesen alten Schriften zu definieren sei, so dürfte man nicht etwa wie Kant: „Gottseligkeit“ oder Hartmann: „Gottinnigkeit“ darunter verstehen, sondern den „Vertrag“ oder das „Bündnis“ (berith) zwischen Israel und seinem Gotte zu gegenseitigen Leistungen oder Verpflichtungen, daher auch die Gesezestafeln lueoth habdrith = Bundesstafeln hießen, die aus dem dauerhaftesten Material bestanden, was auf die beständige unzerstörbare Dauer des Bundes hinweisen sollte, wie z. B. auch der „Salzbund“ (3. Mos. 2, 13 und 4. M. 18, 19) auf die Unverweslichkeit desselben sich bezieht. Diese Idee zieht sich durch die ganze Geschichte des alten Bundes als leitender Faden hindurch, daher von einem freien Antriebe aus moralischen Gründen nicht die Rede, sondern immer nur ein auf gegenseitigen Egoismus gegründetes Handeln, daher auch immer der eine den andern verläßt und ihm zuwiderhandelt, wenn einer von beiden wortbrüchig gewesen.

So hören wir denn, wie diese zehn Punkte lauteten, auf Grund deren der Herr mit Mose und Israel den Bund schloß, und die nun, wie Goethe seiner Zeit eruirte, die wahren zehn Gebote (dem negativen Sinne nach Verbote) darstellen, die Mose auf die Tafeln des Bundes schrieb, wie ausführlich zu ersehen aus Vers 27 und 28 des in Rede stehenden Kapitels*):

1) Hüte dich, einen Bund zu schließen mit den Bewohnern des Landes, wohin du kommst u., sondern du sollst einreißen ihre Altäre, ihre Bildsäulen zerbrechen und ihre Haine ausrodern u. (B. 12, 13, 14, 15 u. 16).

2) Gegossene Götter sollst du dir nicht machen (B. 17).

3) Das Fest der ungeäuerten Kuchen sollst du halten sieben Tage (B. 18).

4) Jede Erstgeburt mußt du mir geben u. (B. 19 u. 20).

5) Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen u. (B. 21).

6) Das Wochenfest sollst du halten als Erntefest des Weizens und das Einmahlungsfest am Ende des Jahres (B. 22).

7) Dreimal im Jahre soll alles Männliche erscheinen vor Jhwh u. (B. 23 u. 24).

8) Du sollst nicht schlachten auf Gesäuertem das Blut meines Opfers und nicht übernünftig werden lassen das Passahlamm (B. 25).

9) Die Erstlinge deiner reifen Früchte sollst du bringen ins Haus meines Gottes Jhwh (B. 26 erste Hälfte).

10) Du sollst nicht kochen das Böckchen, so lange es saugt an der Milch seiner Mutter (B. 26 zweite Hälfte).

Dieses und keine anderen sind die echten sinaitischen zehn Gebote.

Aber angenommen, wir hätten bislang die richtigen zehn Gebote, wie sie der Deuteronomiker und unsere Theologen angenommen, uns eingepägt, so liegt denn doch nicht das Großartige für alle Zeiten und Völker darin, das die Gläubigen in ihrer überschwinglich gedankenlosen Verehrung darin zu finden wähen.

C. Radenhausen hat schon längst in seinem großartigen Werke „Jhis“ diese unberechtigte Meinung zerstört, wonach es kaum einer irdischen Weisheit möglich gewesen, alle Bezüge des menschlichen Lebens in solcher Vollkommenheit und Kürze zu fassen, und halten wir es daher für nötig, die Nachweise aus dem besagten Werke hier beizubringen.

So ist im 1. Gebote nur verboten, vor dem Angefichte Jhwhs andere Götter (Bilder) aufzustellen, somit im Orakelzette vor der Lade, von dessen Gnadenstuhl aus Jhwh zu Mose redete. Die Vielgötterei ist also darin nicht verboten, man denke nur an den Asael (springender Bock), das gefürchtete Verheerungswesen des israelitischen Volkes, den man sich eben so gut wie den Jhwh durch einen Sündenbock am Versöhnungstage geneigt zu machen suchte, ja, Mose stellt beide Verehrungswesen einander gleich; denn er läßt das Loos zwischen den beiden Böden entscheiden, um jeden Anlaß zur Eifersucht zwischen diesen Gottheiten zu vermeiden. Ja, noch mehr, der Priester hält zu dem über der Wolke sich aufhaltenden Jhwh, das ganze Volk aber huldigt noch dem Asael, der bösen Weltseite, dem teuflischen Ahriman, der seinen Aufenthalt in der Tiefe (daher Teufel von der Teufe) hat und dem man deshalb sein Opfer in die Felsenschlucht hinabsenkt.**)

Das 2. Gebot verbietet den Mißbrauch des göttlichen Namens, wozu auch der Eidschwur zu rechnen ist. Dasselbe ist natürlich nur anwendbar für diejenigen, welche an einen persönlichen Gott im biblischen Sinne glauben, der die geringste Beleidigung seiner erhabenen Person als Majestätsverbrechen unmachtsichtlich bestraft, und zwar eigenhändig.

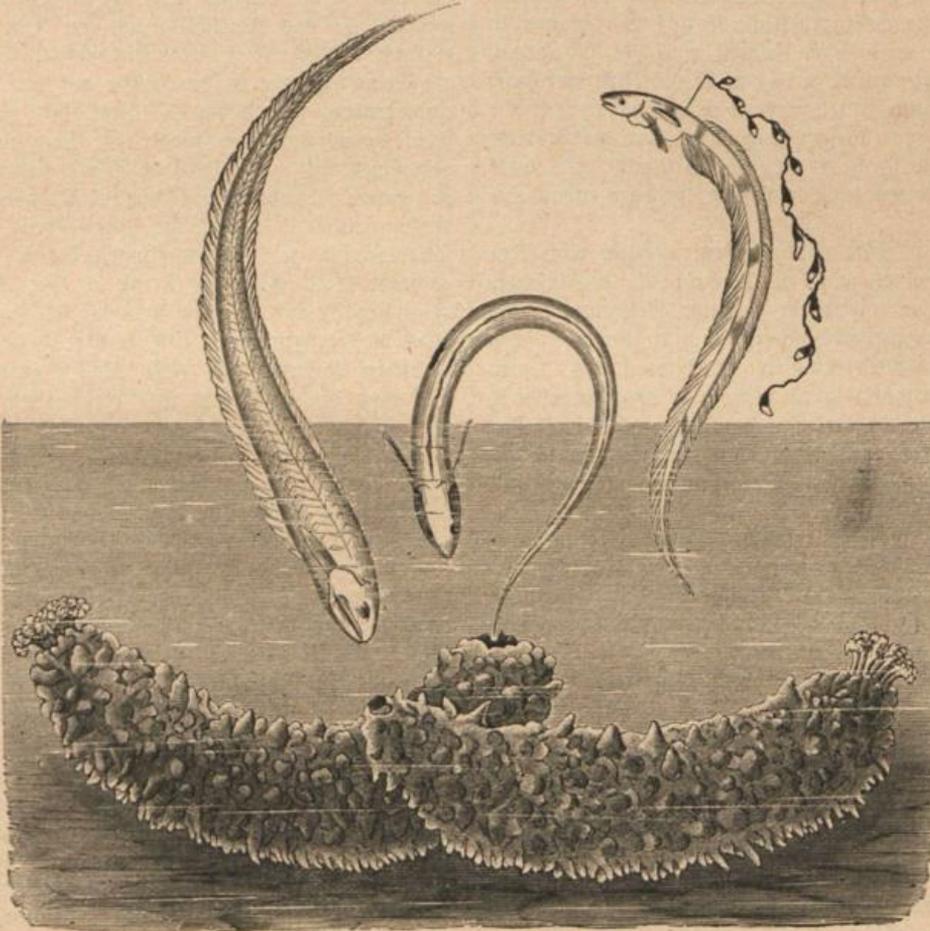
*) Luther übersetzt fälschlich Vers 27: „Der Herr sprach zu Moses, ich will dir aufschreiben“ anstatt: „Schreibe auf diese Worte; denn auf Grund derselben schließe ich mit dir und Israel einen Bund.“

**) Näheres über die dabei im zweiten Tempel zu Jerusalem stattgehabten feierlichen Handlungen kann man aus Nr. 2 der philosophischen Dichtungen des Verfassers „Kopf und Herz oder Natur und Bibel im Geiste Heint. Heines“ ersehen.

Im 3. Buche Mose Kapitel 24, Vers 10—16 finden wir jedoch ein spezielles Gesetz mit entsprechendem Beispiele, wonach solche Uebertretung mit dem polizeilichen Tode (Steinigung durch Volksjustiz) bestraft wurde, wie wir ein ähnliches gegen die Verletzung der Sabbatfeier im 4. Buche Mose Kapitel 15, Vers 32—37 antreffen. Ueberhaupt ist in diesen beiden Schriften, die so recht den Geist der Hierarchie verraten, auf das geringste Vergehen, sei es ein sittliches oder zeremonielles, die Todesstrafe gesetzt in ihrer barbarischsten Weise, ein Beweis, wie wenig Ursache wir haben, uns nach solchen Vorschriften der heiligen Schrift zu sehnen, geschweige zu richten. Kein Wunder, daß die Männer des Rückschritts, der Reaktion, dieses Buch als ihren Lieblingskodex stets in Ehren halten und dafür sorgen, daß die liebe zarte Jugend schon frühzeitig recht innig mit seinem Inhalte vertraut werde. Ja, wenn man ihr nur einprägte, daß es ehemals so war, als die Menschen in ihrer Unwissenheit und demgemäßen Roheit noch kein höheres Herrscherideal sich bilden konnten — denn wie der Knecht, so sein Herr! — und wir darum unserem Gott danken dürfen, daß er uns in einer Zeit geboren werden ließ, wo der unaufhaltsame Fortschritt des Menschengenusses kraft der Pflege der natürlichen Wissenschaften solche barbarische Zustände überwunden und besiegt hat.

Was die Sabbatfeier im 3. Gebot anbelangt, so habe ich hierüber nur noch Folgendes nachzutragen: Wenn nämlich das Christentum so hohen Wert auf die zehn Gebote von jeher gelegt hat, warum hat man es alsdann gewagt, den siebenten Tag abzuschaffen, wenn man nur ein bißchen Respekt vor dem Gotte gehabt hätte, der den siebenten und nicht den ersten Tag in der Woche zu ruhen befahl? Nur wer sechs Tage nacheinander gearbeitet, hat auch ein Anrecht auf die Ruhe am siebenten Tage; aber gleich am ersten Tage in der Woche sich ausruhen, ist gewißlich nicht in der Ordnung. Seine bemerkte einmal: Da ich nicht recht weiß, an welchem Tage der Herr ruht, so tue ich oft die ganze Woche nichts. Aber, im Ernste gesprochen, so sieht man denn doch auch hieraus, daß das alles menschliches (und nicht, wie man dem unwissenschaftlichen Volke jahrtausendlang erzählen konnte, göttliches) Machwerk ist; denn was ist Schuld daran, daß Juden und Christen ihren einzigen freien Tag in der Woche nicht zusammen feiern, der doch noch die schönste Institution ist von dem, was die biblische Gesetzgebung uns hinterlassen hat? Antwort: Lediglich die Religion selbst; denn diese, die doch in Wahrheit dazu dienen sollte, die Menschen zu verbinden und zu einigen, sie dient in Wirklichkeit zur Trennung, zum Haß, zu Haß und zur Ver-

folgung, überhaupt zu allem, was schlimm und schrecklich ist. Darum bedürften wir in der Tat eines Erlösers, der die Menschen eines Herzens und Sinnes mache, damit nichts als wissenschaftliche Aufklärung, die allein die wahre Menscheneinheit und Freiheit zu begründen imstande wäre, sie beglücke, aber nicht blinder Glaube, dessen Ursprung die Unwissenheit und dessen Endverlauf nur allzuoft der wildeste Fanatismus ist. Dieses Ziel vermöchten nur die Volksschulbildner, die Führer unserer Jugend zu Wege zu bringen, wenn der Staat die Lehre frei machen würde, wie das jetzt in Frankreich angestrebt wird und demzufolge vernünftigeren Lehrbücher zur Aufklärung über die Welt und das Verhältnis des Menschen zum Weltganzen dem Unterricht fortan zugrunde gelegt würden, als die bis jetzt geltenden Religions- und Erbauungsschriften



Ein Schmarogerfisch, der Fierasser, und die Seegurke. (Seite 562.)

Töten, also auch das der Tiere, wie es sich bei den Hindu vorfindet. Auch kann es nicht wider Menschentötung gerichtet sein; denn es nimmt die Fälle der Notwehr aus, wo das Töten nicht verboten werden kann. Gebietet doch Jhwh dem Mose, die Bewohner Palästinas zu vertreiben und Männer, Weiber und Kinder über die Klinge springen zu lassen, mit Ausnahme der Jungfern. Selbst den eigenen Bruderstamm — Benjamin — schonten sie nicht, und so lange das geteilte Reich existierte, war der Bruderkampf mit wenig Ausnahmen in Permanenz. Ja, die ganze geschichtliche Literatur des alten Landes wimmelte von Mord und Totschlag, gerade so wie die übrige Weltgeschichte, je weiter wir in die ältesten Zeiten zurückgehen. Es würde indes heute noch gar nichts nützen, wenn man auch die Worte: „Du sollst nicht töten“ auf jegliches Schwert eingravirte — im Gegenteil würde dann das Morden in majorem dei gloriam erst recht wieder zur Anwendung gelangen: denn Worte wie: Du sollst! oder: Du sollst nicht!, wie überhaupt alles Moralischen wird ewig fruchtlos bleiben, wenn nicht die geistigen

Das 4. Gebot, die Eltern zu ehren unter dem Versprechen zeitlichen Lohnes, ist in dieser Fassung für uns entehrend, da dieses Gebot schon tief begründet ist in den unveränderlichen Verhältnissen des Menschenwesens, in den Grundlagen des Bestehens der Menschen. Die Liebe und Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern herrscht am stärksten bei den Sinesen und Japanesen, bei den Urbewohnern Amerikas, wie bei den vorgeschritteneren Völkern Mittelasiens, wenn sie gleich solcher Offenbarung ermangeln.

Das 5. Gebot: Du sollst nicht töten, liegt ebenfalls begründet in der erkannten Notwendigkeit des Daseins der Menschen, und verbietet in der wörtlichen Fassung alles

Anlagen, die im Innern des Menschenwesens schlummern, entfesselt und kultiviert werden. Die Bändigung oder Zähmung ist für das Tier, das der höheren geistigen Fähigkeiten ermangelt, aber der Mensch kann und soll nur durch Entwicklung der in ihm liegenden und zur Entfaltung drängenden Vernunftanlagen zum wahren Menschen herangebildet werden, wie diese natürliche Entwicklung sie fordert, zu einem logisch denkenden und danach sein Handeln regelnden Vernunft- und Gefühlsmenschen.

Das 6. Gebot: Du sollst nicht ehebrechen, ist in der mosaischen Auffassung, wie es von Anfang her gegolten, nach unseren einheiligen Begriffen eine Unsitlichkeit; denn im Morgenlande herrschte und herrscht noch immer die Vielweiberei. So nahm Mose selbst außer seiner Frau Sipprah noch eine Mohrin, und als seine Geschwister dawider redeten, strafte Jhwh seine Schwester Mirjam mit dem Aussatze. So hatten auch die israelitischen Richter und Könige eine erkleckliche Anzahl von Frauen in ihren Harems, und es wird ihnen solches nicht als Ehebruch angerechnet. Daß David noch dazu das Weib des Uria entführte, wird ihm nicht als Bruch seiner eigenen Ehe, sondern der Ehe des Uria angerechnet; nur diesem gegenüber war der fromme König, „der Mann nach dem Herzen Gottes“, ein Ehebrecher, seine Frauen waren nicht berechtigt, dagegen etwas einzuwenden.

Das 7. Gebot: Du sollst nicht stehlen, gehörte von jeher zu den Erfordernissen eines jeden Verbandes, der den Einzelbesitz anerkannte; denn nur durch gegenseitige Sicherung konnte das Eigentum bestehen. Im Widerspruch mit diesem mosaischen Verbote steht aber die Verordnung im 2. Mos. 3, 24, worin die rechtswidrige Entwendung direkt von Jhwh anbefohlen wird, welche spitzfindige Einwendungen man dagegen auch ins Treffen führen möge. Der mosaische Gott ist eben ein aus den niedrigen Leidenschaften der damaligen Menschen zusammengesetztes Wesen.

Das 8. Gebot: Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten, ist gleichfalls notwendig, um die Rechtsermittlung nicht zu hindern und die Rechtssicherheit aller Genossen sicher zu stellen, liegt also schon in den Erfordernissen der menschlichen Verbände begründet, welche solches von selbst bedingen, ebenso die Wahrung des guten Rufes als schätzbares Besitzum vor Verleumdung.

Das 9. Gebot: Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Weib und sonstigem Besitzum, verbietet nicht nur die Tat, sondern auch den Wunsch als Verstärkung des 6. Gebots, sowie überhaupt Neid und Habgier, da dieselben, wenn nicht zeitig unterdrückt, zu Handlungen führen, welche dem Zusammenleben im Verstande schaden. Dieses Gebot ist daher auch von allgemeiner und bleibender Geltung.

Das 10. Gebot — kann ich nicht finden; denn ich kann weder der christlichen, noch der jüdischen Einteilung folgen, um die vorchriftsmäßige Zahl 10 herauszubringen. Ich vermag weder aus dem christlichen ersten Gebote zwei jüdische, noch aus dem jüdischen letzten Gebote zwei christliche zu machen, wie letzteres eigentlich der Verfasser des 5. Buch Mose beachichtigt hat, sondern muß ein für allemal gestehen, daß es eben keine 10 Gebote sind, sondern im höchsten Falle 9 Stück. —

Noch mehr aber muß es uns wundern, wenn schließlich eine gründliche Bibelkritik uns zu dem Schlusse drängt, daß in der Bundeslade, wo die steinernen Tafeln mit den 10 Geboten gestanden haben sollen, etwas ganz anderes sich befunden haben müsse, ja daß die Geseztafeln gar nicht existierten, somit lediglich als das Produkt nachexilischer Autoren anzusehen seien. Wir sehen sie zwar heute über dem Allerheiligsten (Tabernakel) in allen Synagogen angebracht, aber vordem hatte man sich geschämt, eine solche Bundeslade mit den Tafeln bei der Gründung des zweiten Tempels wieder anzubringen, sowie man mit den übrigen heiligen Gerätschaften sich wiederum versah! Das allein schon ist ein bedeutendes Zeugnis, daß die heilige Lade in den Augen der nachexilischen Reformatoren ein Gegenstand der Abgötterei gewesen sein muß. Ueberhaupt

schweigen alle Propheten über das, was in der heiligen Lade war, und die einzige Stelle im 1. Buch der Könige, Kapitel 8, Vers 9, gibt mehr zu Argwohn Anlaß, als daß sie diesen streute; denn darin wird versichert, daß in der Lade weiter nichts als die Tafeln sich befanden. Qui s'excuse, s'accuse! Uebrigens wird nach 2. Mos. 16, 30 befohlen, auch eine Flasche mit Manna und nach 4. Mos. 17, 10 auch den grünenden Stab Ahrons daselbst aufzubewahren. Da aber die Lade 2 1/2 Ellen lang und 1 1/2 Elle breit gewesen, so war dieses Maß gewiß viel zu umfassend zur Unterbringung steinerne Geseztafeln. Es spricht dieser Umstand vielmehr dafür, daß sie zum Behältnis für eine menschenähnliche Gestalt gedient habe. Steinernen Tafeln von solcher Länge und Breite hätte Moses ohnehin nicht zu tragen vermocht. Die Lade hatte die Form eines Sarges, was schon in der Bedeutung des hebräischen Wortes — aron liegt. Eine ansehnliche Breite war schon notwendig, da das Jhwhbild, um auf dem Throne zu ruhen, in sitzender Gestalt gebildet sein mußte. So lange die Israeliten als Nomaden, wie in der Wüste auf den Reisezügen, die Kiste einfertrugen, befand sich das Gottesbild jedenfalls in derselben, sobald man sich aber niederließ, mag man es wohl herausgenommen und auf die Lade gesetzt haben, um es dem Volke zu zeigen. Darum lesen wir im Propheten Amos 5, 26, daß die Israeliten in der Wüste „die Kapelle des Moloch“, die sie sich gefertigt, mit herumgetragen haben. Und daß Jhwh als goldenes Bild auf dem Throne in der Bundeslade im Salomonischen Tempel gesessen habe müsse, geht nur zu deutlich aus allen diesbezüglichen Stellen hervor; denn so sehr auch die nachexilischen Reformatoren diese Stellen zu verwischen suchten, so sind doch die Ausdrücke und Redeweisen noch vorhanden, die uns solches verraten. So verwahrt sich der Deuteronomiker (der Verfasser des 5. Buch Mose) Kapitel 4, Vers 12 ausdrücklich dagegen, als hätten die Israeliten am Sinai die Gestalt Jhwhs gesehen in den Worten: „Jhwh redete mit euch aus dem Feuer, eine Stimme in Worten habt ihr gehört, aber eine Gestalt habt ihr nicht gesehen — nur eine Stimme.“ Ebenso machte man jetzt dem Volke glauben, wie viele Stellen erweisen, daß derjenige, der Jhwh sehen würde, augenblicklich des Todes sei — alles notwendig, dem tiefeingewurzelten Bilderdienste in Juda und Israel nach dem Exile zu steuern. Schon der Umstand, daß auf der Lade ein Thron angebracht war, und überall gesagt wird, daß Jhwh darauf gesessen, umgeben von geflügelten Engeln (Cherubim), bestätigt die Annahme, daß die Israeliten bis zum Exile reine Heiden waren. Ohnehin kann ja ein Geist weder ein Haus zur Wohnung, noch einen Sitz, noch einen Fußsthemel verlangen. Uebrigens finden wir solche heilige Läden bei allen Völkern des Altertums, bei Ägyptern, Trojanern, Griechen, Deutschen, Etruskern und Römern, und es wurden darin verschiedene Heiligtümer aufbewahrt, nämlich außer dem wundertätigen Gottesbilde noch heilige Gebeine und allerlei Raritäten, welche zu mystischen Gebräuchen dienten. Es ließen sich Beweise beibringen, daß auch von den letzteren Gegenständen in der heiligen Bundeslade gelegen haben, allein es hat diese Abhandlung schon längst die Grenzen des Rahmens überschritten, den ihr die „Neue Welt“ gewähren kann. Nur das sei noch erwähnt, daß auch der Vers 16 im 3. Kapitel des Propheten Jeremia unsere Ansicht von dem heidnischen Inhalte der Lade zu bestätigen scheint; denn es heißt daselbst von der Zeit der aus dem babylonischen Exile heimgekehrten Juden: „Daß man alsdann nicht mehr von der Bundeslade Jhwhs sprechen, ja nicht einmal mehr daran denken werde, daß man sich ihrer nicht mehr erinnere und sie überhaupt nicht wieder herstellen wolle.“ Sie muß also bei den Vorgeschrifteneren im Judentum in gar keinem guten Andenken gestanden sein, was man späterhin dadurch zu verwischen suchte, daß man dem ursprünglich gegossenen Götzenbilde steinerne Geseztafeln untersob, und woraus deutlich hervorgeht, daß der Offenbarungsbericht in Exodus schon nachexilischen Ursprungs ist, dem später der deuteronomische nachfolgte.

Und so möge denn die Abhandlung dazu dienen, weiteres Nachdenken und Forschen über die Art und Weise zu wecken, wie nach und nach in langen Zeiträumen die verschiedenen Bücher der alttestamentlichen Literatur sich gebildet haben, wie

so manches inzwischen eingeschoben, manches wiederum weggelassen und umgeändert wurde, um Schlüsse zu gewinnen, inwieweit dabei Wahrheit und Dichtung mit einander sich verflochten haben.

Um Wahrheit.

Novelle von Reinhard Kern.

In dem kleinen, aber geschmackvoll und elegant eingerichteten Salon der jungen Frau des reichen Fabrikbesizers Burger hatte sich eines Sommerabends eine kleine, aber ziemlich bunte Gesellschaft von Herren und Damen zusammengefunden.

Nachlässig hingegossen auf ein kleines Sopha tronte die Hausfrau inmitten von drei an Alter und Beruf offenbar sehr verschiedenen Herren und einer Dame, die wohl noch eine nicht unbedeutende Reihe von Jahren jünger sein mochte, als die jugendliche Frau selbst.

Von den Herren befanden sich die beiden jüngeren im Gespräch mit der Hausfrau, während der älteste, ein kräftiger und stattlicher Greis mit schneeweißem Kopf- und Barthaar, mit dem blutjungen Mädchen plauderte, das zu seinen Füßen saß und oft, wie in scheuer Ehrfurcht, zu ihm aufschaute.

Indes das Geplauder des alten Herrn mit dem jungen Mädchen harmlos und still dahinsaß, wie in weiter Wiesen-ebene ein friedliches Vöcklein, begann soeben die Unterhaltung der andern Gruppe recht lebhaft zu werden, und es knatterte, blizte und zischte hin und wieder aus dem Redegeplänkel her, als wollte es sich allgemach zu einem Kampfe gestalten.

Frau Burger spielte mit der goldenen Locke, die ihr über Schulter und Busen wallte, und lächelte dazu — ein wenig schelmisch und ein wenig malitios.

Wenn es zu einem Meinungskampf kam zwischen den beiden Herren, so war sie gewiß nicht unschuldig daran, denn sie war immer noch eifrigst bemüht, Del ins Feuer zu gießen.

„Ich erkenne Sie jetzt nicht recht wieder, bester Herr von Köstlin,“ sagte sie mit einem flüchtigen Augenaufschlagen zu dem jungen Manne mit dem dunklen Vollbart und den feurigen Augen, den sie anredete, „sagten Sie mir nicht vor ein paar Tagen, Sie seien gewöhnt, jedermann unge schminkt und rückhaltlos die Wahrheit zu sagen, — das, was Sie für Wahrheit erkannt haben? Und jetzt, da wir auf sehr wichtige und interessante Fragen gekommen, über die Sie, wie Sie selbst mir gesagt haben, sich durch eifriges Studium längst eine feste Ueberzeugung gebildet haben, — halten Sie hinter dem Berge, drücken Sie aus wie ein Diplomat oder ein Orakel —“

„Gnädige Frau, — ich möchte bitten —“ wollte der Angeredete, zögernd und wie es schien nicht ganz mit sich im Reinen, was er sagen sollte, antworten. Aber die lebhaftere Frau ließ ihn nicht ausreden.

„Ja, ja, es ist so, Herr von Köstlin. Da lob ich mir doch den Herrn Pastor, — er hat seiner Anschauung in seinen letzten Worten sehr klar Ausdruck gegeben; er sagte: ich bin jederzeit mit Freuden bereit, alles, was die christliche Religion lehrt, als wahr und wahrhaftig zu erweisen — und als ich das hörte, da glaubte ich, und freute mich darüber, daß Sie, Ungläubiger, den Fehdehandschuh aufnehmen würden; anstatt dessen zuden Sie die Achseln und erwidern nur, es würde ja sehr interessant sein, diese Beweise zu vernehmen, wenn sich einmal Zeit und Gelegenheit zu einer religionsphilosophischen Disputation böte. Heißt das nicht ausweichen, oder wie die Diplomaten es nennen — falls ich meine Zeitungen recht verstehe, — die Sache dilatorisch behandeln, — was so ungefähr dasselbe sagen will?“

Die Dame schaute ihrem Gegenüber lächelnd in das etwas gerötete Gesicht, auch der Pastor schaute forschend nach dem also Aufgestachelten hin, — die Kampflust prickelte dem Manne Gottes in allen Adern. Frau Burger hatte ihm verraten, daß der eben aus Amerika zurückgekehrte Herr von Köstlin, mit

dessen einer Schwester sie befreundet war, ein Freigeist ärgster Sorte sei, — ein Mann, der an nichts glaube, weder an Himmel noch Hölle, weder an Gott Vater, noch an Gott Sohn und den heiligen Geist, der auch keine irdischen Autoritäten anerkenne, über alles spotte und alles verachte, was man sonst zu verehren und hochzuhalten gewöhnt sei, — dabei aber ein äußerst unterrichteter, talentvoller und liebenswürdiger Mensch, der in den Salons von Holmstädt, einer deutschen Mittelstadt von einigen dreißigtausend Einwohnern, jedenfalls Furore machen werde, denn er wisse auch seine ärgsten religiösen und politischen Rezereien so fein und geistvoll an den Mann zu bringen, daß man sich wohl oder übel zu ihm hingezogen fühle.

Diese Schilderung hatte den in den besten Jahren stehenden, streitbaren Pastor mächtig angezogen, — diesen Mann mußte er kennen lernen, mit ihm mußte er vor aller Welt ob seiner Freigeisterei kräftiglich eine Lanze brechen; in den gebildeten Kreisen von Holmstädt sollte die Nichtachtung der Religion und die Frivolität der Glaubenslosigkeit nicht ihr Haupt erheben können, ohne sogleich auf einen wohlgeharnischten Kämpfer des Himmels zu stoßen, der, selbst ausgerüstet mit allen Mitteln der Wissenschaft, nicht sicher wäre, allen Einwürfen und Zweifeln siegreich die Spitze bieten zu können.

So spielte denn ein leises Lächeln des Triumphes bereits um die Lippen des Geistlichen, als er sah, daß Herr von Köstlin sich, wie Frau Burger ganz richtig erkannt hatte, in diesem Augenblicke alle Mühe gab, ein Auseinanderplätzen der Meinungen zu vermeiden.

Nach einigem Zögern antwortete nun endlich der Herausgeforderte:

„Gnädige Frau, jetzt täuschen Sie sich doch sehr in mir. Ich bin noch nie in meinem Leben einem Meinungskampf, der mir meiner nicht unwürdig schien, ausgewichen; und ich würde mich auf die von Ihnen, wie mir dünken will, gewünschten Auseinandersetzungen sofort eingelassen haben, wenn ich nicht wirklich allen Ernstes der Ansicht wäre, daß der Salon einer liebenswürdigen Dame der Ort zu einem Kampfe nicht ist, in dem so schroff gegenüberstehende Anschauungen sich miteinander messen würden.“

„Aber mein Gott, warum nicht?“ warf die junge Frau ungeduldig ein. „Sie beide, das ist doch kein Zweifel, sind garnicht imstande, die Grenzen des guten Tons in der Unterhaltung, — gleichviel um was sie sich dreht — zu überschreiten —“

„Der gute Ton,“ fiel Köstlin achselzuckend ein, „verzeihen Sie, gnädige Frau, der gute Ton und die ungeschminkte Wahrheit sind nicht immer die besten Freunde. Und ich — nun, wo ich zwischen den beiden zu wählen habe, entscheide ich mich für die letztere und lasse getrost den erstern laufen. Eben, weil ich das weiß, weil ich mir seit Jahren nicht mehr verhehlen kann, daß ich auf meinen Weltreisen und mit Hilfe meiner Studien den Gesellschaftsmenschen *comme il faut* abgestreift habe, vermeide ich wenigstens in Damengesellschaft gern, die heikelsten Temata der Religion, der Philosophie und der Politik zu berühren.“

Der Pastor lächelte nur, und als jetzt die Dame des Hauses zu ihm aufmunternd hinsah, sagte er in sehr überlegenem Tone und mit etwas geringschätzigen Mienen:

„Da tun Sie doch sehr unrecht, mein sehr geehrter Herr. Zumal mir gegenüber. Ich bin kein zartes Weibchen, das jedes derbe Wort übelnehmen möchte, o nein, — sprechen Sie sich

meinetwegen nur ganz ungenirt aus. Und was unsere so liebenswürdige Wirtin anlangt, so steht sie ja außerhalb des Streites, sie nimmt höchstens teil daran.“ — er lächelte behaglich bei diesen Worten, — „als Kampfrichterin, — also nochmals: ich bitte, Sie gar keine Zügel anzulegen, — ich gedenke Sie zu widerlegen, Herr von Köstlin, ich gedenke zu beweisen, daß Ihr Unglaube unrecht hat, so stolz zu sein, — mir scheint, Sie sollten da doch lieber offen und ehrlich Farbe bekennen —“

Herr von Köstlin runzelte die Stirn in steigendem Unwillen.

„Offen und ehrlich bekennen, Herr Pastor. Nun denn, so muß ich sagen, daß ich hauptsächlich deshalb hier einen Meinungsstreit gern vermieden hätte, weil ich damit beginnen muß, Ihnen, Herr Pastor, und den meisten Ihrer geistlichen Mitstreiter, meine Ueberzeugung — gewissermaßen als Basis in der zwischen uns möglichen Diskussion entgegenzuhalten, daß Sie bei der Aeußerung Ihrer Anschauungen nicht offen und ehrlich zu Werke gehen —“

Er wollte fortfahren, aber er wurde unterbrochen. Ueber das reizende Antlitz der Frau des Hauses flog peilgeschwind ein malitioses Lächeln bei den letzten Worten, dann aber sagte sie, mit erhobenem Zeigefinger:

„Aber bester Herr von Köstlin!“

Der Pastor hatte in offenbar sehr lebhaftem Erstaunen und hoher Entrüstung die dunkeln Augenbrauen zusammengezogen und rief:

„Das ist eine Beleidigung, mein Herr, die Sie nicht nur mir, sondern meinem ganzen Stande zufügen, und die Sie nun erst recht zwingt, mir Rede und Antwort zu stehen. Sollten Sie gemeint haben, durch solche verletzende Einleitung der Verteidigung Ihrer freigeistigen Kezereien ledig zu werden, so haben Sie sich in mir geäußert. Ich gebe meine bescheidene Person preis und werde die heilige Sache, welche ich zu vertreten die hohe Ehre und das Glück habe, auch Ihrem Unglauben gegenüber unter dem Beistande des Höchsten zum Siege führen, selbst wenn Sie fortfahren sollten, die Pfeile Ihres Wortes gegen meine Ehre zu richten.“

Während der Geistliche nun so recht in frommen Eifer hincingeriet, verlor sich bei dem Herrn von Köstlin das anfängliche Mißbehagen immer mehr und er antwortete jetzt sehr ruhig:

„Geehrter Herr Pastor, — wenn ich nur ein paar Sätze weiter gesprochen hätte, würden Sie mir den Vorwurf, daß ich Sie oder Ihren Stand in Ihrer Ehre kränken wolle, erspart haben. Was ich zu sagen für eine mir allerdings fatale Notwendigkeit gehalten, hat nämlich den Sinn: Sie und alle diejenigen Ihrer geistlichen Herren Kollegen, die als wahrhaft wissenschaftlich gebildet betrachtet werden müssen, haben gewissermaßen eine esoterische und eine exoterische Ueberzeugung —“

„Halt, Herr von Köstlin,“ rief die Hausfrau, „das ist mir zu gelehrt; ich will verstehen, lernen und selbst urteilen, wer von den Herren nach meinem Begriffsvermögen recht hat. Also drücken Sie die Herren, bitte, in Ihrem interessanten Streite so aus, daß auch ein minder gelehrtes Publikum, wie wir nicht gelehrt erzogene Frauen nun einmal sind, Sie verstehen kann. — Ich spreche übrigens,“ fügte sie nach einem Blick auf ihre Umgebung hinzu, „nicht allein in meinem Interesse. Ich bemerke schon seit einigen Minuten, daß Ihnen unsere liebe Hulda gleichfalls mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhört, — ich wette, ihr geht es wie mir, wenn Sie von esoterischen, oder wie das heißt sprechen, so weiß sie auch nicht eine Silbe, was darunter zu verstehen ist.“

Die junge Dame, welche bisher mit dem alten Herrn so freundlich geplaudert hatte, errötete und meinte:

„Ich würde nicht gewagt haben, darum zu bitten —“

„Also seh'n Sie,“ sagte die Hausfrau, „nun erklären Sie also.“

Da noch keiner von den beiden Weisheitsbeteiligten zu sprechen begonnen hatte, legte sich der alte Herr ins Mittel. Er hatte zuletzt auch aufmerksam zugehört, ohne jedoch irgend ein Zeichen von Teilnahme für den einen oder den andern zu geben.

„Die Unterhaltung kann oder wird vielmehr sehr interessant werden. Dennoch stimme ich dafür, daß wir sie vertagen. Weber unsere liebenswürdige Wirtin noch ich, — vielleicht auch der Herr Pastor und sein liebes Schwesterchen hier,“ — er neigte sein graues Haupt nach dem jungen Mädchen, — „haben länger noch als höchstens ein kleines halbes Stündchen die Muße, solch ernstem Gespräch unsere Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Das ist freilich richtig,“ meinte die Hausfrau, „ich erwarte noch mehr Besuch; zumteil junges Volk, das Musizieren, Singen und Tanzen vorzieht; aber sollte denn eine halbe Stunde nicht genügen?“

Der alte Herr lächelte.

„Berehrte Frau, — Sie haben hier Gegenätze aneinander gebracht, die Jahrtausende alt sind und ebenso lange ihre Kräfte im Kampf gegeneinander erprobt und gestählt haben, — mit einem eleganten Kavalleriehoch des Angreifers ist es da ebenso wenig getan, als mit einigen Salven aus den großen Positionsgeschützen der Verteidigung. — nicht wahr, meine Herren, keiner von ihnen glaubt in einer halben Stunde überwunden werden zu können?“

Die so gestellte Frage konnte von niemandem bejaht werden. So wurde denn die große Disputation zwischen den Vertretern des Glaubens und Unglaubens vertagt. Aber die Hausfrau und der streitfrohe Geistliche litten nicht, daß es ins Ungewisse hinein geschehe. Spätnachmittag und Abend des Freitags der nächsten Woche sollten dem Kampfe gewidmet und ein gewähltes Publikum geladen sein. Der Geistliche wünschte nur würdige, ernste Männer und Frauen von möglichst hoher wissenschaftlicher Bildung bei jener Gelegenheit um sich zu sehen und war gar nicht erbaud davon, daß das junge Mädchen, seine um zwanzig Jahre jüngere Halbschwester, hat, man möge auch ihr gestatten, anwesend zu sein. Er wurde aber überstimmt und es wurde beschlossen, aus den Bekanntenkreisen der Hausfrau jeder Person den Zutritt zu gestatten, die ihn wünschen würde.

„Beide Herren streiten ja für die Wahrheit,“ sagte mit feinem Lächeln der alte Herr. „Und die Wahrheit, nicht wahr, werthe Herrschaften, ist doch für alle?“

Alle stimmten zu, nur in sehr verschiedener Weise. Die Hausfrau gleichgiltig, — Herr von Köstlin bitter lächelnd, der Pastor kaum merklich die Achseln zuckend und mit einem leichten verächtlichen Zug um die Mundwinkel, welche von keinerlei Bartwuchs verdeckt waren. Seine Schwester dagegen freudig und mit leuchtenden Augen.

„Die Wahrheit ist ja die Sonne der Menschenseele, die sie erleuchtet, erwärmt und erhält,“ sagte sie.

Jetzt zum erstenmale schaute Herr von Köstlin aufmerksam nach ihr hin. Doch nur einen kurzen Augenblick, dann nahm ihn wieder das Geplauder der allezeit lebhaften Hausfrau, welche seinen Blick bemerkt und mit einer fast etwas ärgerlichen Bewegung begleitet hatte, in Anspruch.

Die Gesellschaft grupperte sich nun anders als zuvor. Der Pastor machte einige Bemerkungen über die neuesten Funde prähistorischer Waffen und Gerätschaften, — er beschäftigte sich eifrig mit Anthropologie und Archäologie und hatte selbst schon eine größere Anzahl von Ausgrabungen interessanter Beweise vorgeschichtlichen Lebens geleitet; — den alten Herrn interessirte dieses Thema ebenfalls auf das lebhafteste, denn auch er war in diesen Wissenschaften Sachverständiger, wenn er sich auch zu ihrer Bereicherung nicht praktisch betätigte.

Das junge Mädchen, um welches sich niemand weiter kümmerte, blätterte in einer Novelle Paul Heyjes, schien aber mit seinem Gedächtnisse nicht recht bei dem zu sein, was seine Augen überflogen.

Die Unterhaltung zwischen der Hausfrau und dem Herrn von Köstlin war und blieb lebendig, ohne sich um bedeutsame Dinge zu drehen.

Die Dame hatte dabei eine sehr bequeme Stellung eingenommen, die — anscheinend ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam — ihre üppige Figur in vorteilhaftester, fast verführerischer Weise hervortreten ließ. Dabei spielten ihre schlanken, duftig

weißen und nur an den Fingerspitzen und den ovalgeformten Nägeln rosig angehauchten Hände mit einem goldenen Kreuz, das sie an dunkelblauem schmalen Sammetbände um den schönen vollen Hals gehängt trug und das, da wo sich die Kreuzbalken trafen, mit einem großen funkelnden Brillanten geschmückt war.

Der Anblick, den so die junge Frau gewährte, war ganz dazu angetan, Männerherzen zu entflammen, und Herr von Köstlin schien nicht gewillt, dem Zauber, der den blizenden Augen ihm gegenüber entstrahlte, sich ängstlich zu entziehen.

Er wurde warm bei all dem Tand, um den sich die Rede in geistvollem Wortgefecht drehte, und auch seine Augen blizten schließlich fast begehlich zu dem schönen Weibe hinüber.

Das sichtliche Behagen der beiden aneinander blieb nicht unbemerkt. Zuerst war es der Pastor, der zuweilen unter seinen buschigen Brauen hervor einen forschenden Blick über die Gruppe streifen ließ. Seine kalten Mienen wurden nicht freundlicher dabei, — im Gegenteil, kälter und unfreundlicher wurden sie. Auch der alte Herr sah, ruhig, wie er stets zu sein pflegte, auf die Hausfrau und ihr vis-à-vis, und er lächelte — desgleichen nach seiner Gewohnheit — leise vor sich hin, — ein Lächeln, von dem schwer zu sagen war, ob es Spott oder Behagen, Ueberlegenheit oder Teilnahme ausdrückte.

Nur das junge Mädchen beachtete die Dame des Hauses nicht, — sie war vielleicht zu sehr mit eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, — träumerisch genug schaute sie in das Buch, das sie auf dem Schoße liegen hatte und kaum mehr zu lesen schien.

Die halbe Stunde war noch nicht verstrichen, als sich die Gesellschaft aufzulösen begann.

Der Pastor hatte das Zeichen zum Ausbruch gegeben. Er habe noch Amtsgeschäfte, hatte er gesagt, die ihn einige Stunden in Anspruch nehmen würden. Der alte Herr schloß sich ihm an, und so konnte auch Herr von Köstlin nicht länger bleiben. Er empfing seitens der Hausfrau eine Einladung zum Souper für den nächsten Tag, — auf heute Abend wolle sie ihn nicht belästigen, — junge Leute, die zumteil kaum den Kinderschuhen entwachsen seien, wie sie die Gesellschaft des heutigen Abends in ihrem Hause bilden würden, möchten sich einen so welterfahrenen und geistvollen Mann doch wohl gar zu leichte Waare sein. Herr von Köstlin versicherte zwar höflich, daß er überzeugt sei, im Hause der Frau sich niemals anders

als vorzüglich unterhalten zu können, setzte jedoch hinzu, daß er für diesen Abend ohnehin bereits versagt sei. Die Einladung zum Souper nahm er mit warmem Dank an.

Beim Hinausgehen ließ er dem alten Herrn, der sich kurz aber mit freundschaftlicher Wärme verabschiedete, den Vortritt. Auch den Pastor wollte er höflich voranschreiten lassen, aber dieser schien seiner Schwester, die allein zurückblieb, noch etwas sagen zu wollen. Als die Hausfrau die beiden andern Herren bis vor die hohe portierenverhüllte Flügelthür des Salons begleitete, kam auch er rasch hinterdrein und verabschiedete sich von ihr. Die beiden andern waren bereits durch den geräumigen und elegant ausgestatteten Vorfaal geschritten, als der Pastor seinen Abschiedsworten leise flüsternd und beinahe wie in verhaltener Leidenschaft zischend hinzufügte:

„Ich hoffe, daß es nicht ernst wird, das Tändeln mit diesem Köstlin — —“

Die Augen der Dame öffneten sich soweit sie nur konnten. „Was soll das heißen?“ fragte sie in augenscheinlich heftiger Bewegung, aber auch leiser, als sie gesprochen hatte.

„Daß ich es nicht dulden würde — —“

Und als er den Zorn sah, der in ihrem Antlitz purpurrot heraufstieg und den unverkennbaren Trotz, der sich um ihre schönen Lippen lagerte, setzte er rasch hinzu:

„Und wenn es ein Unglück gibt — nie — so wahr mir Gott helfe!“

Dann ging er hastig und ohne sich noch einmal umzuwenden, von dannen.

Vor der Hausthür verabschiedete er sich kurz von den andern Herren. Von dem Greise mit erzwungener Herzlichkeit, von Köstlin mit unverhüllter Kälte.

„Ist der Herr Pastor ein Verwandter des Hauses?“ fragte Herr von Köstlin, der sich beim Hinaustrreten aus der Vorfaalthür umgesehen hatte, vielleicht um noch einen Blick der schönen Frau aufzufangen und den Pastor mit gedämpftem Tone sprechen gehört hatte, ohne ein Wort verstehen zu können.

„Keineswegs,“ antwortete der Gefragte in seiner ruhigen Art. „Nur ein Freund des Hausherrn — nichts weiter.“

Ob er das Wort Herrn abschichtlich betont hatte, blieb Köstlin zweifelhaft, aber betont hatte er es.

Seine Antwort war Köstlin angenehm, — er wußte selbst nicht weshalb.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gedenkfeier.

(Seume's Verfolgung vor hundert Jahren.)

Wenn man in Bremen die Börse übersteigt, so findet man am linken Weserufer, an der Wand des Arbeitshauses das „Seume-Denkmal“, ein Medaillonbild in Erz mit der Inschrift: „Johann Gottfried Seume, 1783 durch bremer Bürger vor seinen Verfolgern gerettet.“ Der liebenswürdige Marschdichter Hermann Allmers ist es gewesen, der 1864 dieses Andenken gestiftet hat. Schon früher schilderte er in eingehender Weise in seinem berühmten Marschenbuche die Begebenheit, auf welche sich das genannte Denkmal bezieht. Er sagt: Diese stille Gegend (das linke Weserufer unterhalb Bremen) war einst Zeuge einer Begebenheit, wie sie nur ein Jahrhundert des empörendsten Fürstendespotismus geschehen lassen konnte. Wie ein edler Hirsch, den die blutlehzende Meute verfolgt, wurde bis hierher in entsetzlicher Todesangst ein deutscher Dichter gehezt, und ein Herz, so tief, groß und herrlich wie je eins geschlagen, rang hier in jäher Verzweiflung. Aber gerade im Augenblick der höchsten Not war auch hier die Rettung — die Freiheit am nächsten. Wer sollte ihn nicht kennen, um dessen Haupt hier die Kugeln heftiger Schergen sausten, wer sollte ihn nicht lieben und hoch verehren, eben so sehr seines Charakters und seiner traurigen Schicksale als seiner Lieder wegen — den armen Seume! — — Seume war zum Theologen bestimmt; aber durch philosophische Studien angeregt, brach er mit der christlichen Orthodoxie. Sein Eosinn verabscheute die Heuchelei, und da er wußte, daß sein Gönner, der Graf von Hohenthalb, einem Freisinnigen die Unterstützung beim Studium verweigern würde, beschloß der junge Mann, sich auf eigene Füße zu stellen und sein Glück in Paris zu versuchen. Mit einem Vermögen von neun Talern wanderte er aus Leipzig. Schon nach drei Tagen wurde er von heftigen Berbern aufgegriffen und jenen Unglücklichen eingereicht, die der berühmte Seelenverkäufer in Kassel nach Amerika ver-

kaufte, damit sie den Engländern im Kriege gegen die nordamerikanischen Kolonien dienten. Seume's Abtheilung nahm am Kampfe nicht teil, sondern blieb im Lager bei Halifax. Als der Friede verkündigt wurde, speditierte man die „Menschenwaare“, welche nicht im Kriege konsumirt worden, nach Europa zurück. Bei der Ankunft in der Wesermündung verbreitete sich unter den Unglücklichen das Gerücht, man wolle sie nun in Minden an die Preußen verkaufen. Um dieser neuen Knechtschaft zu entgehen, entwarf Seume mit einigen Freunden den Plan zur Flucht. In der größten inneren Aufregung spähten sie vergeblich mehrere Nächte nach günstiger Gelegenheit. Und als eine solche sich darbot, war Seume in tiefer Erschöpfung in den Schlaf gesunken, so daß die Genossen allein davongingen. Aber bald darauf konnte er doch in Bremen seinen Schergen entspringen. Lassen wir wieder Allmers berichten: Wadere Bürger halsen ihm über die beiden Brücken, durch die Neustadt und aus dem Tore, indem sie auf alle Weise die ihm nachsetzenden heftigen Jäger, welche schon im ersten Augenblicke seine Flucht gewahr wurden, aufhielten und irre leiteten, so daß er einen Vorsprung bekam. Aber die Verfolger ließen nicht ab, und der Arme rannte nun in entsetzlicher Hast längs der Weier stromabwärts und lief in einem fort vier Stunden weit, immer die Jäger ganz nahe hinter ihm. Mattered und mattered werdend, wollte er fast zusammensinken vor Erschöpfung. So trieben sie ihn auf den Winkel zu, welchen die Ochstum, ein Nebensüßchen der Weier, mit dem Strome bildet. An ein Fortkommen war kaum mehr zu denken. Mit Entsetzen sieht er den letzten Weg abgebrochen und schon will er hinsinken und in dumpfer Verzweiflung sich wieder in sein trauriges Schicksal ergeben —, als er plötzlich hinter Weidengebüsch am Ufer einen Fischer mit seinem Boote erblickt. Mit einem Satz seiner letzten Kraft springt er in dasselbe hinein. Um Rettung fleht er angstvoll den Schiffer an, und dieser, der entsetzt die gräßliche Menschenjagd mit angesehen, heißt ihn rasch auf den Boden des Fahrzeugs sich niederstrecken, rubert fort und erreicht gerade in dem Augenblicke das andere Ufer, als die Jäger an

den Fluß gelangen. Da kein anderes Boot in der Nähe war, mußten sich letztere mit erfolglosen Büchsenjahren begnügen. „Hier Freund“, sagte der brave Schiffer zu dem endlich aufatmenden Flüchtling, „hier auf oldenburgischem Grund und Boden seid ihr frei, lebt wohl, Gott helf euch weiter.“ — — — Das geschah vor hundert Jahren. Jener Jüngling, — Seume war damals zwanzig Jahre alt — hat sich später einen Platz unter der Schaar der Unsterblichen erworben. Zwar ist er unserer Zeit etwas fremd geworden, — seine einfache und lebenswürdige, launige und poetische Reisebeschreibung: „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ wird nur noch wenig gelesen, und der größte Teil seiner Gedichte, die er in bescheidener Weise nur als Herzensergießungen und Herzenserleichterungen bezeichnet, ist vergessen, — aber einige Worte von ihm sind für immer Volkseigentum geworden. Wer kennt nicht:

„Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!“

(Allerdings lautet die Seume'sche Poesie etwas anders; der Volksmund hat sie in die bekannte Form gebracht.) Wer hat nichts gehört von seinem Gedicht: Der Wilde, der „Europens überänderte Höflichkeit“ nicht kannte, der da ferner sagte: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen“, und der sich zuletzt „seitwärts in die Büsche schlug?“

Ueber jene Fürsten aber, welche vor hundert Jahren in so entsetzlicher Weise ihre Macht über wehrlose, friedliche Völker mißbrauchten, hat die Geschichte unerbittlich Gericht gehalten. Das tröstet mich immer, wenn beim Betrachten des oben genannten Denkmals Bilder des Schreckens in mir aufsteigen. Ja, es gibt eine ausöhnende Gerechtigkeit! H. Allmers sei auch hier gebant, daß er durch diese Stiftung die Erinnerung an einen edlen Dichter, an Ketter in der Not und an eine der traurigsten Zeiten unserer Geschichte wachhält.

Dr. L. B.

Die East-River Brücke in New-York. (Illustr. S. 544—545.)

Wie New-York selbst auf der Insel Manhattan, so liegt auch die große, etwa 400,000 Einwohner zählende Vorstadt Brooklyn auf einer Insel, nämlich Long Island. Die beiden Inseln sind durch den Meeresarm East-River getrennt, der ziemlich breit ist, wodurch bei Eisgang und Hochwasser oft sehr nachteilige Störungen des Verkehrs zwischen beiden Inseln eingetreten sind. Um dieser Kalamität abzuhelfen, entschloß man sich, eine feste Brücke über den Meeresarm East-River zu bauen, und es ist tatsächlich gelungen, eine solche herzustellen. Die menschliche Kunst hat wiederum eines der größten natürlichen Hindernisse glänzend und siegreich überwunden, und es ist ein Wunderwerk entstanden, welches zu den größten Triumphen menschlichen Geistes und menschlicher Arbeit gehört. Die East-River Brücke ist für Eisenbahnverkehr, für Wagen und für Fußgänger eingerichtet und ruht auf zwei mächtigen Pfeilern, die nach geradezu staunenswerten Anstrengungen in den schlammigen Grund des East-River felsenfest eingelassen worden sind. Ein großartiges stählernes Hängewerk, aus mächtigen Hebeln bestehend, trägt die eigentliche Brücke mit ihrem Schienenweg, mit ihrem Weg für Fuhrwerk und mit dem Pfad für Fußgänger. Es ist ein großartiger Anblick, wie weit über die Gebäude der verbundenen Städte hinweg sich diese Brücke erhebt, die aus Stein, Stahl und Eisen bestehend, allen Naturgewalten zu trotzen befähigt ist. Die Brücke hat eine Länge von 1800 Metern; sie erhebt sich 41 Meter über die gewöhnliche Höhe des East-River. Der Bau dieses gewaltigen Verkehrswerkes wurde im Jahre 1870 begonnen. Der Ingenieur, welcher die Pläne entworfen hatte, und auch mit der Ausführung beauftragt war, John A. Roebling, verunglückte gleich beim Beginn des großen Unternehmens und verlor sein Leben; sein in Deutschland ausgebildeter Sohn, Washington Roebling, ward sein Nachfolger und zog sich eine Lähmung an allen Gliedern zu. Das Unternehmen verfiel lang überhaupt eine nicht gering anzuschlagende Zahl von Menschenleben, wie es viele der mitwirkenden Arbeiter schwer an ihrer Gesundheit geschädigt hat. Nach den Roebling'schen ursprünglichen Kostenausschlägen sollte die Brücke auf etwa 15 Millionen Dollars zu stehen kommen; allein sie ward viel kostspieliger, denn die Brückenbau-Gesellschaft war teilweise aus sehr gefährlichen Elementen zusammengesetzt. Der berühmte Millionendieb Tweed wußte sich mit einigen Genossen aus dem Tammany-Ring in dem Unternehmen festzusetzen, und da dauerte es gar nicht lange, bis an den Händen einzelner „Unternehmer“ gewaltige Summen, weit in die Millionen hinein, hängen blieben. Da Tweed und seine Spießgesellen damals noch allmächtig waren, so konnte man nichts ausrichten, trotzdem eine Zeitung eigens zu dem Zweck gegründet wurde, um jene Betrügereien aufzudecken. So haben Ingenieure und Arbeiter das Verdienst an jenem großartigen Bau, und haben Leben und Gesundheit wo nicht geopfert doch aufs Spiel gesetzt; verschmizte und gewissenlose Finanzbarone aber haben den Profit. Die Bürger von New-York und Brooklyn, die etwa 20 Millionen Dollars für den Brückenbau zugehossen haben, müssen jetzt Brückengeld bezahlen, wenn sie die Brücke passieren wollen, und aus diesem von ihnen selbst bezahlten Brückengeld bekommen sie wieder die Zinsen für ihre Voranschüsse gezahlt! Das sind allerdings unangenehme Zugaben zu der allgemeinen Freude, welche die im Mai dieses Jahres erfolgte Vollendung der East-River Brücke hervorrief. Allein das ist häufig so, und man kann es unter den bestehenden Verhältnissen nicht ändern; man wird aber für die Zukunft eine große Lehre daraus ziehen und ernsthaft darnach streben, jenen Makel der großen Republik zu

beseitigen, jene unglaubliche Korruption, welcher der herrschende rohe Materialismus erlaubt, sich auch an ideale Unternehmungen hinauszudrängen. Möge die East-River Brücke ein hochragendes Wahrzeichen für die Notwendigkeit einer Beseitigung jener Korruption sein! W. B.

Unbeständig. Die junge Schöne auf unserer Illustration (S. 549) — und schon ist sie, das muß ihr der Reid lassen — hat sich ganz dem Sommervergögen hingeeben und ist hinausgeeilt ins Grüne, um sich an den schönen Gaben des Sommers zu erfreuen. Der Sommer, so hat sie wohl gedacht, ist nicht so unbeständig wie der Herbst und der Frühling, und so ist sie denn hinausgeschwebt im leichten Hüthen und im leichten Gewand, nur mit einem Fächer bewaffnet. Aber auch der Sommer hat seine Launen. Ostwärts strahlte er uns noch des Morgens aus wolkenlosem tiefblauen Himmel an und Mittags schon verfinstern schwarze Wolken seine Strich, aus denen ost der Blitz hervorquillt, vom rollenden Donner gefolgt, oder aus denen ein mächtiger erfrischender Regen niederrauscht auf die verdorrten Gebirge. Auch unsere junge Schöne ist einer solchen Laune des Sommers anheimgefallen. Im düstigen Gebüsch ist sie fröhlich umhergeschweift und hat in ihrer Sommerfreude die Welt um sich her vergessen; nun aber verkündet ein scharfer Windstoß, der wie ärgerlich an ihren Gewändern zerrt, und ein fernhin dumpf rollender Donner das Nahen eines Gewitters. Sie hält wie zur Abwehr den Fächer vor sich hin, überlegend, wo sie wohl Schutz und Obdach finden könnte; dabei hat sie wohl keine besondere Furcht, denn sie blickt immer noch mit schelmischem Ausbruch unter dem wehenden Schleier hervor. Möge sie ein gutes Obdach vor Nässe und Rheumatismus bewahren; möge sie aber auch denjenigen, den die Pfeile ihrer Augen ins Herz getroffen, nicht mit einer plötzlichen Veränderung überraschen, wie ihr der Sommer mit üblem Beispiel vorangegangen. Denn diese Augen, die so scherzhaft blicken, sind gefährlich, und die ganze leicht hin schwebende, durch das Leben tänzelnde und scherzende Erscheinung gehört zu jenen, wie sie Heine besingt:

„Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verflucht in eignen Fäden,
Wird zum Ernst mir mein Scherz.“

Wenn du dich mit vollem Rechte
Scherzend nun von mir enternst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte
Und ich schief' mich tot im Ernst“.

So gefährlich wird's nun nicht gelobt werden, denn in unserer Zeit stirbt man nicht so schnell an Liebestummer, aber die Unbeständigkeit in der Liebe ist bei beiden Geschlechtern größer als die Unbeständigkeit des Wetters. Damit wollen wir unsere Schöne natürlich nicht gekränkt haben.

W. B.

Ein Schmarozersisch. (Siehe Illustration S. 557.) Zu den zahlreichen Arten der interessanten Gattung der Poliothurien, der Stachelhäuter, jener walzenförmigen Tiere, die sich auf dem Grund des Meeres aufhalten, gehört auch die Seegurke (*Holothuria cucumaria*), die viel an der englischen Küste gefunden wird. Mund und After dieses Tieres befinden sich an den beiden Enden des walzenförmigen Körpers und am Mundende zeigt sich ein Büschel von Fühlern. Die Tierchen werden bis zu 60 cm. groß; sie sind träge und bewegen sich teils mit ihren Saugfüßchen am unteren Teil ihres Körpers, teils auch mittels wurmartiger Krümmungen oder mittels des Mundbüschels fort. Wenn diese Tiere, wie oft geschieht, mit einem Fische entzogen werden, liegen sie wie leblos da, plötzlich aber öffnet sich das eine Walzenende, die inneren Organe des Tieres kommen zum Vorschein und zugleich wird auch noch ein lebendiger Fisch ausgeworfen, der sich darüber sehr unwirksam geberdet.

Dieser Fisch, von den Naturforschern der Fierascher acus genannt, ist ein Schmarozersisch, und quartiert sich als ungebeter und unverschämter Gast bei der armen Seegurke ein, die ihn nur dann hinauswerfen kann, wenn sie sich selbst sehr wehe tun will. Die Art, wie dieser Hausfriedensbrecher in die Seegurke hineinkommt, ist, wie man beobachtet hat, eine sehr originelle. Die Seegurke hat nämlich innerlich eine Wasserlunge, der sie von Zeit zu Zeit frisches Atemwasser zuführen muß. In dem Augenblick, da sich das eine Ende der Walze weit öffnet, um frisches Wasser aufzunehmen, schießt der Fierascher herbei, biegt sich fast kreisförmig zusammen und läßt sich, wenn die Öffnung der Walze sich wieder zusammensieht, mit großer Schnelligkeit in das Innere der Seegurke teilweise sozusagen hineinschlürfen, teils dringt er mit hinein.

Im Innern der armen Seegurke richtet sich nun der freche Schmarozer ganz häuslich ein. Er legt sich so, daß er mit dem Kopfe gegen das Afterende der Seegurke gerichtet ist, und schmarozt in der Wasserlunge, die er sehr häufig völlig zerstört.

Dieser Fierascher, über den und über dessen Verhältnis zu der Seegurke noch eingehende Beobachtungen notwendig sind, sieht wie ein Aal aus, und ist fast ganz wie dieser gebildet. Nach neueren Untersuchungen hat man entdeckt, daß der sogenannte Fahnenträger (Bexillifere), ein kleines Fischchen, nichts anderes ist, als die Larve des

Fierasfer in freiem Zustand. Dies Fischchen trägt einen langen Fortsatz auf dem Rücken, von welchem ein langer, mit kleinen schwarzweißen Wimpeln besetzter Faden ausgeht. Dieser Faden mit seinen Anhängseln gleicht einer Kolonie von Köhrenquallen, die sehr bitter schmecken, und das soll die Raubfische abhalten, den Fadenträger zu verschlingen. Das klingt abenteuerlich; wenn dem so ist, dann wäre hier wieder konstatiert, daß die Zweckmäßigkeit in der Natur oft eine nur sehr relative ist, denn hier wird eine Larve mit einem Aufgebot von Mitteln geschützt, das sicherlich verkehrt erscheint, wenn man bedenkt, daß diese Larve, zum Fierasfer entwickelt, keinen anderen Zweck hat, als die unschuldige See gurle zu quälen. Doch scheinen diese Beobachtungen, von dem Italiener Emery ausgehend, noch der Ergänzung zu bedürfen.

W. B.

Eine Säkularerinnerung der Wissenschaft. Vor dreihundert Jahren saß in der Katedrale zu Pisa ein blühender Jüngling von neunzehn Jahren unter der Schaar von Gläubigen, welche mit Grufeln auf die Predigt des Paters hörten, der die furchtbaren Qualen der Hölle, welche des Ungläubigen und Sünders harren, mit den lebhaftesten Farben einer fanatischen Priesterphantasie ausmalte. Unverwandt starrte des Jünglings Blick in die Höhe, als ob er von des Priesters Feuerworten in Verzückung geraten wäre. Wer ihn aber genauer beobachtet hätte, hätte entdeckt, daß des Jünglings Auge weder am Munde des Redners, noch an den Malereien der Decke hing, noch auch ins Leere gerichtet war, sondern daß es mit unendlicher Aufmerksamkeit die Bewegungen verfolgte, welche die im Dome an langen Ketten hängenden Lampen machten. Als der Gottesdienst schon zu Ende war und die Andächtigen sich entfernt hatten, saß der Jüngling immer noch brütend da. Endlich glättete sich seine hohe Stirn, und wie von einer plötzlichen Offenbarung erleuchtet erhob er sich und rief zum wiederholtenmal: Es kann nicht anders sein! Gewiß, es ist nicht anders! — Der Name des Jünglings war Galileo Galilei, und die Entdeckung, die er in dieser Stunde gemacht hatte, war für die Naturwissenschaft überhaupt, zunächst aber für die Physik von höchster Bedeutung. In der Quelle aller mittelalterlichen Wissenschaft, im Aristoteles, stand zu lesen, daß Körper von verschiedenem Gewicht, welche von einer Höhe gleichzeitig zur Erde fallen, nicht gleichzeitig auf die Erde gelangen, sondern daß der schwerere je nach dem Gewichtsverhältnis um so rascher falle. Was Aristoteles lehrte, war für die Scholastik unanfechtbar, ihr war Aristoteles der infallible Wissenschaftspapst. Der freie Fall der Körper steht im Verhältnis zu ihrem Gewichte, war daher für die Scholastik ein physikalisches Dogma. Galilei, der nachmalige große Reformator der Naturwissenschaft, dessen Genie schon in frühester Jugend die Schwingen regte und die Fesseln der Autorität abzustreifen strebte, hatte mit Bewunderung wahrgenommen, daß die gleich lang herabhängenden Leuchter gleichzeitige Schwingungen machten, eine scheinbare Kleinigkeit, welche den meisten gleichgiltig gewesen wäre, für einen scharfsinnigen Kopf aber, wie Galilei von der größten Erheblichkeit war. Wie Newton durch einen vom Baume fallenden Apfel auf die Entdeckung des Gesetzes der Schwere geführt ward, so kam Galilei durch seine Beobachtung der Lampenschwingungen auf die Entdeckung, daß das Gewicht eines Körpers auf dessen Fallgeschwindigkeit von gar keinem Einfluß sei und somit ein schwerer Körper nicht schneller zur Erde falle als ein minder schwerer. Denn er erkannte ganz richtig, daß die schwingenden Lampen als schwere Pendel ganz im Falle zweier Gewichte seien, welche auf gleich geneigten schiefen Flächen herabrollen. Da nun die Pendel in einerlei Zeit zur untersten Stelle kamen, so zog er daraus den Schluß, daß die schweren Körper durch den freien Fall in gleicher Zeit auch gleiche Räume durchlaufen. (Nur bei ganz leichten Körpern, welche den Luftwiderstand zu besiegen haben, zeigt sich ein Unterschied; im luftleeren Raum aber fällt eine Feder ebenso schnell zur Erde wie eine Bleikugel.) Aber Galilei begnügte sich nicht mit der aus den Lampenschwingungen gezogenen Schlußfolgerung; er wollte diese durch direkte Versuche nachweisen, wie er denn das den Scholastikern verhasste Experimentiren, die einzig solide Basis einer exakten Naturforschung, erstmals zu Ehren brachte. Er stieg auf den schiefen Turm zu Pisa und warf vor Zeugen Steine von verschiedener Größe herab, und siehe da, sie kamen immer wieder, ohne Rücksicht auf ihre Größe, gleichzeitig unten an, und mit jedem aufklatschenden Fall zerbröckelte ein Stück nach dem andern von der alten Zwingburg mittelalterlich-scholastischer Wissenschaft. Diese Versuche, welche wegen ihrer Neuheit vieles Aufsehen machten, und auf keine Weise widerlegt werden konnten, zogen ihm sehr viele Feinde zu, so daß er sich genötigt sah, Pisa zu verlassen und die ihm angetragene Lehrstelle zu Padua zu übernehmen. Jeder substanzreiche Fortschritt mußte mit schweren Kämpfen errungen werden. Galilei unterrichtete und fand nun auch in der Folge die für Physik und Mechanik überaus wichtigen Fallgesetze, die heutzutage in jedem Lehrbuch der Physik nachgelesen werden können. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen die Naturwissenschaft dem Genie Galilei's verdankt, kann hier nicht ausgeführt werden, und sein Prozeß, der ihm, dem Verfechter des kopernikanischen Systems, von der Inquisition gemacht wurde, ist hinlänglich bekannt, wie auch sein berühmtes Wort: „Und sie bewegt sich doch!“ Gegenwärtig ist die Lehre von der Bewegung der Erde, um deren willen Galilei Kerker und Folter erdulden mußte, auch von der Kurie anerkannt. Mögen wir hierin eine Gewähr erblicken, daß auch andere Bewegungen zum Bessern, die von

der Gegenwart gehemmt und angefeindet werden, einst allgemein zur Geltung gelangen werden, entsprechend dem schönen Dichterwort:

Wahrheit! du mußt deine Märtyrer haben;
Ohne sie winket dir nimmer der Sieg!
Als man den Dulder schon lange begraben,
Lange sein Mund, der begeisterte, schweg,
Und nun kein Mensch mehr spricht:
„Rein, sie bewegt sich nicht!“ —
Ründet ein Denkmal am heiligen Orte:
Wahrheit, du siegst! — Und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Fesselt die Erde in zwingende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad!
Törichter Blödsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!“ —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehen!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehen!
Hindert und hemmet noch —
Und sie bewegt sich doch!

St.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Elsässische Hausprüche und Inschriften. Aus den „Mitteilungen des Vogesenklubs“ liegt uns ein Separatabdruck vor: Hausprüche und Inschriften im Elsaß, gesammelt von Kurt Mündel (Straßburg 1888). Es sind Inschriften an Häusern, in Wirtshäusern, auf Geräten, Ofenplatten, Grabsteinen und Gloden, die der Herausgeber auf langjährigen Wanderungen durch das Land zusammengebracht hat und durch deren Veröffentlichung er zur Nachahmung, zur Aufzeichnung der noch fehlenden Inschriften anregen möchte. „Sollte durch dieses Zusammenarbeiten ein möglichst vollständiges Inventarium der elsässischen Hausprüche entstehen, so würde dadurch ein Beitrag für die Kulturgeschichte des Landes geliefert sein, klein, aber interessant, wie ihn meines Wissens noch kein Teil Deutschlands besitzt.“ Wir können uns nicht versagen, einige charakteristische Sprüche zur Probe hier anzuführen. So trägt ein Hofbrunnen in Kayersberg folgende Inschrift vom Jahre 1618:

„Drinktu wasser in dein Kragen
Über Disch es kalt din Magen.
Drink mäßig alten subtilen Wein.
Rath ich und las mich wasser sein.“

Ebenda an der St. Michaelskapelle, dem Weinhaus:

„So ist's recht
Da liegt der Meister bei seinem Knecht.“

oder etwas anderes an der St. Arbogastkirche zu Rufach:

„Gont her und sehent das Recht.
Hier liet der her bi dem Knecht.
Nun gont für bas in
Und luget wer mag der here sin.“

Aus Straßburg greifen wir folgende heraus: Inschrift von 1588 an einem Hause der Drachengasse (jetzt verschwunden):

„Wo Landsknecht siedem und braten
Pflaffen zu weltlichen Dingen rathen
Und d' Weiber führen das Regiment
Do nimmt's selten ein guts End.“

Ebenfalls verschwunden ist folgende Inschrift am Hause der Seilerfamilie Kammerer in der Kaufhausgasse:

„Die kleinen Diebe hängt man auf
Die großen läßt man laufen.
Wär dies nicht der Welten Lauf
Würd ich mehr Sträng verlaufen.“

Auch französischer Witz hat sich in Form eines Rebus dort versucht. Am Estaminet du Pêcheur in der Schiffleutstaden Nr. 4 liegt man über der Tür:

O. 20. 100. 01

(d. h. Au vin sans eau, z. D.: Dem Weine ohne Wasser.)

An einem Hause in Obermodern, Kreis Zabern, steht:

„Wer da aus und eingeht
und sein Sinn zum stehlen sieht
der bleib drausen.
Unsere Katzen können selbst mausen.“

Und über einer Gartentür zu Zinsweiler, Kreis Hagenu:

„Und wenn Du in mi Gärdle geschd
So wirf i di mit Steine
Und triff i di, so ischt's schon recht
Ein andermal blieb d'heime.“

Etwas derb sind folgende Aufschriften auf Schüsseln in Salm, Kreis Molsheim. Unter einem Vogel steht:

„Wann dieser Vogel thut fliegen
So wird unser Magd einen Mann kriegen.“

und auf einer zweiten Schüssel:

„Gott allein die Ehr
Unser Magd die ist kein Jungfer mehr.“

Und zum Schlusse folgende Inschrift von 1773 auf einem Tasse im Spital zu Straßburg:

„sechß hundert ohmen werd ich allzeit fassen
was aber drüber ist nicht in mich gießen lassen.
o leser! nimn mich stets zu deinem Beispiel an,
ein schelm wer mehr verschluckt als er vertragen kann.“

(Globus.)

Beschützung der Obstpflanzen vor Kälte. Der Uebel größtes ist der Frosttod. Haben wir unsere Böglinge gut gepflegt, während des Sommers viele Freude an ihnen erlebt, so kommt endlich der unfreundliche Winter, um viele mit seiner eisigen Hand zu verderben.

Viele, weil gewöhnlich bei stattfindendem Frosttode nur ein Teil stirbt, der andere Teil frisch und gesund bleibt. Worin liegt dieses? Je üppiger eine Pflanze ist, desto eher schadet ihr die Kälte. Nur die üppigeren werden erfrieren, nur die üppigen Aeste werden leiden. Daher unsere Aufgabe sein wird, entweder schon im Laufe des Sommers zu sorgen, daß diese Leppigkeit gehemmt wird, oder später die Pflanze so herzurichten und zu verwahren, daß sie von diesem Uebel verschont bleibt.

Die Leppigkeit wird genommen: 1) durch Schwächung der Wurzeln, indem man eine oder die andere durchschneidet; 2) durch Zurückschneiden der schwächlichen Aeste; 3) durch das Abkneipen der Spitze, und 4) durch das Ausblatten im Herbst.

Das Abkneipen oder Abgipfeln geschieht im September und October in der Mittagsstunde bei trodener Witterung an allen Aesten, welche am größten oder am üppigsten die übrigen überragen. Es wird nicht mehr als ungefähr 3-4 Zoll lang die Spitze abgetneipt. Bei Weinreben sollen alle Zweigspitzen und diese bis zu 1 Fuß Länge entfernt werden. Der Saft stößt durch dieses einfache Verfahren augenblicklich, verdickt sich und macht den krautartigen Trieb zu einem holzigen, welcher dadurch viel eher gesund durch den Winter kommen wird.

Das Ausblatten geschieht zugleich mit dem Abkneipen an allen solchen Obstpflanzen, welche eine besondere Leppigkeit verraten, besonders aber an den kräftigsten Sommerzweigen. Die Blätter werden von 3 zu 3 Tagen von unten heraus nach und nach mit ihren Stielen entfernt. (Anderer wollen den Stiel nicht entfernt haben, so daß die Blätter abgeknitten werden müssen.)

Durch diese Operationen wird die Pflanze eher zur Ruhe, d. h. früh in den winterlichen Zustand gebracht. Je eher die Blätter fallen und dieser Zustand erreicht wird, desto dauerhafter wird das Holz im Winter sich erweisen.

Um die Obstplantzen vor Kälte zu verwahren, gibt es viele Mittel. Im Sandboden sind die Pflanzchen eher dem Erfrieren ausgelegt, als im lehmigen. Am meisten leiden junge Sämlinge. Die zärtlicheren derselben sollten daher eine angemessene Dede erhalten.

Als Deckungsmaterial nimmt kurzer Pferdebügel die erste Stelle ein. Dieser wird zerleinert über die Pflanzchen gestreut, besonders aber, wenn diese in Reihen stehen, zu beiden Seiten angelegt. Nach diesem leistet die Nadelstreu aus Tannen oder Föhrenwäldern die besten Dienste. Kurze Nadelholzäste sind in feuchtem Boden eher zu empfehlen, weil diese nicht so dicht sich auslegen und die Pflanzchen daher weniger dem Erfrieren unterworfen sind. Laubstreu kann auch verwendet werden, jedoch nur am besten in solchen Lagen, welche dem Winde nicht zu sehr ausgesetzt sind, weil diese sonst nicht liegen bleibt. Moos dient auch sehr gut, aber besonders nur in trodenen Lagen, denn auf feuchtem Boden leiden die Pflanzchen oft durch die eigentümliche dauernde Nässe desselben. Stroh dient bei Sämlingen nicht und sollte nur zum Einbinden verwendet werden. Bei diesem ist die Hauptsache, das Stroh um die Pflanze am Boden herum aufrecht eingeknickt so anzulegen, daß das Wasser abgeleitet wird, denn Nässe befördert in kalten Wintern den Frosttod am meisten. Zu diesem Zwecke ist daher auch sehr ratsam, an allen jungen Zwergobstbäumen, namentlich in kälteren Gegenden, die Erde rings um die Bepflanzungsstellen anzuhäufeln, aber nicht so, daß ein Graben entsteht, worin sich das Wasser sammelt, sondern daß es wenigstens 2 Fuß vom Stamme abgeleitet wird. Dabei ist die

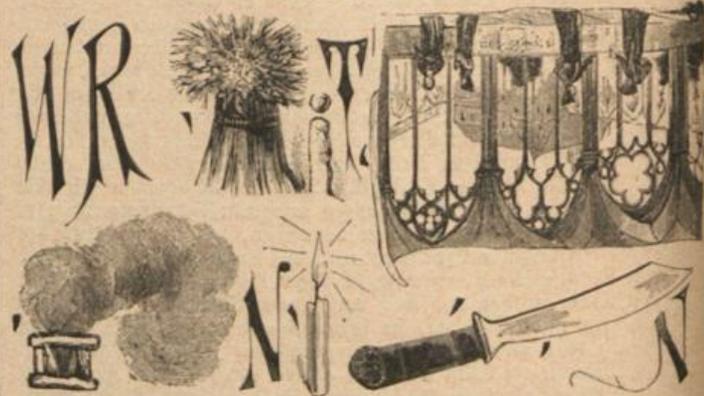
Begräumung der Erde im Frühjahr nicht zu vergessen, da diese den Bäumen sonst schadet.

An dieses Hilfsmittel knüpft sich das Eingraben oder das Einlegen der ganzen Pflanze in Erde, was aber nur in trodenem Boden stattfinden sollte, wie z. B. in den Weinbergen, wo es mit dem größten Vorteile vorgenommen wird. Es ist dieses das einfachste Verfahren und zugleich sicher. Aber es können eben nicht alle Obstplantzen so gebogen werden, die meisten würden abbrechen. Für solche dürfte wohl das Einbinden in Stroh das beste Mittel sein, um die größte Kälte abzuhalten. (Zundgrube.)

Fortifikationskunst der Eingeborenen am Senegal. Bei seiner Forschungsreise zum oberen Niger sah Gallieni in Badumbe, am Bathoy (weißen Fluß), einem der beiden Quellflüsse des Senegal, eine auch bei unsern europäischen Festungen angewandte Bauart zur Fortifikation des Ortes. Zunächst war der ganze Ort mit einer in Polygonform erbauten Mauer umgeben, über die sich in Entfernungen von 40 bis 50 Metern runde, etwa 2 bis 3 Meter aus der Mauer vortretende Türme erhoben; der einzige Eingang lag in einem dieser Türme, und zwar wendete er sich innerhalb desselben nahezu rechtwinklig um, wodurch der Ansturm der Feinde gehemmt und den Verteidigern, welche hinter der innern Mauer des Turmes stehen, das Beschießen der Angreifer ermöglicht werden soll. (Tour du monde.)

Für unsere Hausfrauen. Birnen, Äpfel und Zwetschen auf eine leichte und keine Kosten verursachende Weise tadelloß zu trodnen. Man nehme zu diesem Zwecke ein 2 cm dickes Brett, welches ungefähr die Höhe und Breite des Ofens hat, hinter dem das Obst getrodnet werden soll. Dieses Brett linire man auf der Rückseite, und zwar so, daß zwischen jeder Linie ein 7 cm breiter Raum bleibt, dann durchbohre man das Brett auf jeder Linie in obigen Abständen so, daß sich die Löcher im Dreieck begrenzen. Durch jedes dieser Löcher kloppe man ein vorn zugespitztes Holzstöckchen, das etwas dünner ist, wie ein Bleistift, und eine Länge von 8 cm hat. Danach stecke man auf jeden Stift die Hälfte eines geschälten und ausgekernten Apfels. Ein Brett zum Trodnen der Zwetschen kann die doppelte Anzahl Stifte erhalten. Birnen müssen natürlich erst, damit sie nach dem Trodnen nicht zähe sind, ehe sie aufgesteckt werden, so weich gekocht sein, daß man ihre Schale leicht abziehen kann. Man hänge oder lehne das Brett so hinter den Ofen, daß da, wo die Hitze am intensivsten ist, das Obst nicht verbrennen kann. Damit alles Obst zu gleicher Zeit trodnen wird, lehre man das obere Ende des Brettes nach einigen Tagen nach unten. Jedem, der keine Gelegenheit hat, sein Obst auf Herden im Bratofen zu trodnen, ist obiges Verfahren sehr zu empfehlen. Das Obst trodnet auf diese Weise, indem Wärme und Luft ganz freien Zutritt zu ihm haben, viel schneller und besser, als wenn es auf Fäden gezogen, in die Nähe des Ofens gehängt wird. (Fürs Haus.)

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 21:
Pflicht üben ist gut, Gutes üben ist Pflicht.

Inhalt: Böse Jungen. Novelle von A. Titus. — Die Rose. Von Dr. B. Leucht. — Ein seltsames Denkmal menschlicher Torheit. Von W. Vlos. (Mit Illustration.) — Die sinaitische Offenbarung und die zehn Gebote. Biblische Studie von Leopold Einstein. — Um Wahrheit. Novelle von Reinhold Kern. — Eine Gedenkfeier. (Seumes Verfolgung vor hundert Jahren.) — Die Cast-River-Brücke in New-York. (Mit Illustration.) — Unbeständig. (Mit Illustration.) — Ein Schmarozersisch. (Mit Illustration.) — Eine Säkularerinnerung der Wissenschaft. — Kunst der Eingeborenen am Senegal. — Für unsere Hausfrauen. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humorisches.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Fangelbachstraße 32. — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.